

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Der Schuß im Hexenmoos**

**Busson, Paul**

**Wien, 1923**

[urn:nbn:at:at-ubi:2-16441](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-16441)



304725/  
16

1890.3.11.16  
16

304725

18/1.24 304 725  
Tagblatt-Bibliothek Nr. 16

**Der  
Schuß im Herenmoos.  
Der Lockruf.  
König Kaspar.**

Von

**Paul Buffon.**



ULB Tirol



+C227960501

Wien, 1923.

(M. Umschlag.)

[304725.]

Von der Tagblatt-Bibliothek bisher erschienen:

Nr. 1: **Mieterschutzgesetz** samt Erläuterungen. Von Redakteur Engelbert Sig.

Nr. 2: **Hausbeforderordnung** samt Erläuterungen. Von Ministerialrat Dr. Viktor Suchanek.

Nr. 3: **Wohnungsanforderungsgesetz**. Erläutert von Sektionsrat Dr. Friedrich Perniza.

Nr. 4: **Vom Baum zur Zeitung**. Eine Begleitschrift zu dem in den Betrieben der „Steyrermühl“ aufgenommenen Film. Von Dr. Theodor Heinrich Mahner.

Nr. 5, 6: **Die österreichische Warenumsatzsteuer**. Erläutert von Dr. Otto Szombathy.

Nr. 7, 8, 9: **Pauschalierungsliste zur österreichischen Warenumsatzsteuer** in der Reihenfolge des Zolltarifs mit alphabetischem Warenverzeichnis.

Nr. 10, 11: **Unser Besitz an Arbeitsstätten der Wissenschaft und Technik**. Dargestellt unter Mitwirkung der leitenden Persönlichkeiten von Ing. Dr. Wilhelm Exner.

Nr. 12: **Wiener Geschichten**. Von Rudolf Kraßnigg

Nr. 13, 14: **Verflungene Fanfaren**. Von Paul Buffon

Nr. 15: **Romeo und Julia auf dem Dorfe**. Von Gottfried Keller.

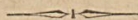
Nr. 16: **Der Schuß im Hegenmoos. — Der Loderf. — König Kaspar**. Von Paul Buffon.

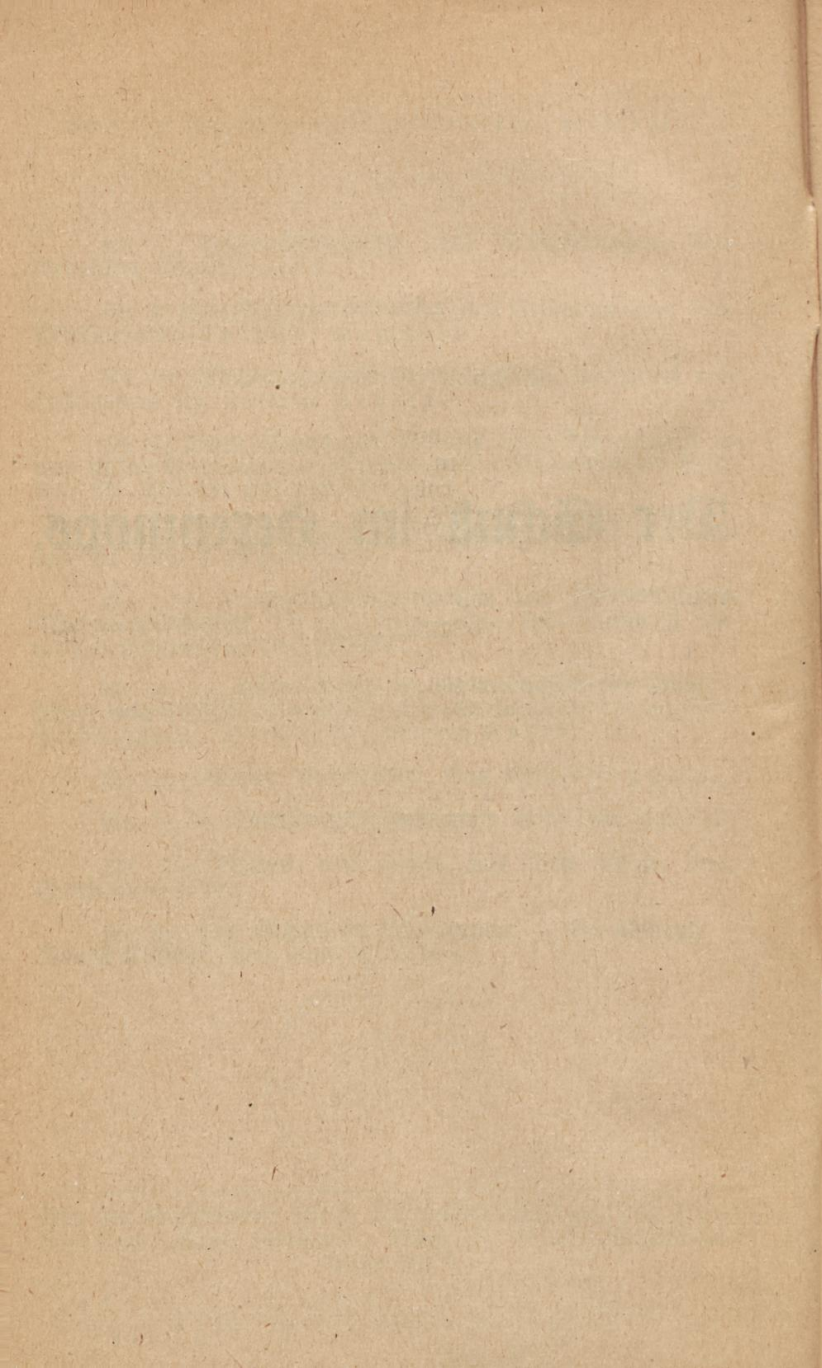


Für den Buchhandel: Durch Dr. Gustav Gutwillig, Buchhandlung „Altes Rathaus“, Wien, 1. Bezirk, Wipplingerstraße Nr. 8.

22/1. 1924, Doubl. Aust. m. U. B. Wien. (Nr. 16.)  
H/11924

# Der Schuß im Hergenmoos.





Durch das Regengeriesel leuchtete ein trübes Rot, immer deutlicher kam es mir zum Bewußtsein, daß ich einen völlig falschen Weg gegangen war. Allmählich hatte die anfangs so freundliche Gegend sich verändert und sah nun nicht mehr nach Gastlichkeit aus. Im sinkenden Tageschein mochte sie noch bedrückender wirken. Weitum breitete sich ein düsteres Hochmoor mit wüsten Beständen, dunklen, rohrumwachsenen Tümpeln und Steingeröll aus. Der Weg, der mich anfangs nach aufwärts geführt hatte, verlief hier eben und ins Endlose.

Ich blieb ziemlich ratlos stehen und sah mich nochmals um. Drüben, wo ich das Thal vermutete, aus dem ich gekommen war, braute der Fuchs, und die dicken Nebel, die sich näherwälzten, sahen so aus, als wollten sie mich zwischen weißen, schweren Wänden gefangen nehmen. Vielleicht war es besser, schleunigst zurückzugehen. Aber es wäre Nacht geworden, bevor ich den Weg hinunter auch nur halbwegs hinter mir hatte. Zudem war es nicht unbedenklich, in der Finsternis den schmalen Steig zwischen den wildgetürmten Granitfelsen und -klöben zu suchen, durch deren tolle Teufelsburgen ich nachmittags gekommen war. Ich war ins Hexenmoos geraten, vor dem mich ein Bauer, den ich traf, gewarnt hatte. „Nur immer rechts halten . . .“ Einmal hatte sich der Weg gegabelt; an dieser Stelle mußte der Irrtum geschehen sein, der mich schließlich auf diesen Karrenweg zwischen schillernden Lachen, Binsen, Krüppelkiefern, Bruchwäldern und Heideland gebracht hatte. Ein Zurück gab es nicht mehr für heute, das sah ich ein.

Aber im allerschlimmsten Falle fand sich wohl ein Heuschuppen oder eine Wildfütterung wenigstens, deren Dach vor Regen schützte.

Die bunten Farben des Herbstes erstickten im Regengrau. Ein unendlicher Zug von Krähen, die

schweren Flügelschläges einem ausgedehnten zerfallenen Gemäuer zuruderten, wirkte wie eine absichtliche Verstärkung der Trostlosigkeit ringsum. Da hatte wohl einmal ein Schloß gestanden mit Leben und Fröhlichkeit im warmen, wohlgeborgenen Innern. Wem war in den alten Zeiten die Lust gekommen, hier zu siedeln, indes unten im lieblichen Thal Obst- und Weingüter, Feld und Wald anmutig den heiteren Fluß säumten? Dort, auf halber Bergeshöhe, hatte ich im Landhaus eines Freundes einen freundlichen Abend verbringen wollen, den Segen mitgenießend, der ihm aus eigener Scholle reich entgegenquoll. Statt dessen hatte mich leichtsinniges Draufloswandern in diese Dednis geführt.

Ich kam durch ein kleines Birkengehölz. Der geschlängelte Pfad wurde durch den Nieselregen nicht besser, und die weiche Erde hielt saugend den eingesenkenen Fuß. Als ich den Rand des Wäldchens erreichte, sah ich neben dem Weg eines jener kleinen Bilder, wie sie frommer Sinn in vergangenen Tagen an Orten errichtete, an denen ein Menschenleben jäh erloschen war. Soviel ich aus der groben, stark verwaschenen Malerei erkennen konnte, war auch hier ein nicht gewöhnliches Unglück festgehalten und beschrieben. Unter einem veilchenfarbenen Himmel, an dem in gelbem Strahlenkranz die Gottesmutter mit dem Kinde sich zeigte, kniete steif und mit erhobenen Händen ein Mägdlein in rotem Rock. Von der Seite her, aus dunklen Tannen, kam ein greuliches, nach Gestalt und Art schwer bestimmbares Ungeheuer mit langen Hauern geschlichen. „Kreszentia Böchgraber, ihres Alters acht jar, allhir gar grausam von ein . . .“ entzifferte ich mühselig. Der andre Teil der Schrift war mit einem schief abgebrochenen Stück der bemalten Holzplatte verschwunden.

Im Weitergehen dachte ich lange über das Bild nach und bemitleidete das arme Kind, das da einem angeschossenen Reiter oder dergleichen zum Opfer gefallen war. Der Regen hörte nun allgemach auf, aber ein eiskalter Hauch, der durch das rostige Laub ging und die schweren, hängenden Tropfen herabwarf, ließ mich erschauern. Der Nebel rückte vor, und immer enger

wurde der Kreis, den mein Auge überblicken konnte. Und dann schrak ich heftig zusammen. Denn plötzlich dröhnte ganz nahe ein Urwelttschrei, ein tiefer, orgelnder Ruf.... Vor mir, mitten auf dem Wege, stand mit zottigem Träger, das vielendige, starke Geweih zurückgelegt, ein tiefdunkler, fast schwarzer Hirsch und sandte mit dem rauchenden Atem noch einmal den trotzigen Brunstschrei grollend über das Moor.... Fern, ganz fern antwortete zornig der Nebenbühler. Mein Herz bebte in jenem Fieber, das ich in alten Jagdtagen oft gefühlt hatte.... Aber der leise Wind, der mir in den Nacken blies, trug meine Menschenwitterung dem Geweihten zu. Ich hörte ein Tier mahnen, sah, wie der Kapitale verhoffte, und im nächsten Augenblick war er brechend und plantschend im Röhricht verschwunden, vom Nebel verschluckt. Da sah ich mit halbem Lachen, daß ich meinen Wanderstock hüfthoch hielt wie ein schußbereites Gewehr. ....

Das Bild des röhrenden Hirschens hatte mich erquickt. Aber die Rechnung für so köstliche Augenweide blieb nicht aus. Die Nebelmauern rechts und links schwankten und stürzten ineinander. Das dichte Weiß ward rasch zu undurchdringlichem Grau, das Grau zum Dunkel. Ich sah nichts mehr. Frierend, in völliger Durchnässung, erschöpft und hungrig, versuchte ich hartnäckig, den breiigen Weg unter den Füßen zu behalten. Aber bald genug schlugen mir tropfende Zweige ins Gesicht, trat mein Fuß in Wassergräben und bissen sich Dornen in meine Kleider. Nun war ich ganz dem wilden Dickicht ausgeliefert.

Es dauerte nicht lang, bis ich von einer ängstlichen Schwäche überwältigt wurde, die der Einbildungskraft freies Spiel ließ und mich mit allerlei Möglichkeiten und dräuenden Gefahren erschreckte. Alte Bergwerke fielen mir ein, wie sie in so abgelegenen Gegenden nicht selten waren, von Gestrüpp trügerisch überdeckte Schachtmäuler, die auf wegverlorene Wanderer lauerten. Der Gedanke an einen unerwarteten Sturz ins Bodenlose krallte sich so sehr an mir fest, daß ich nur noch tastend aufzutreten wagte. Als ich einmal mit dem Fuß in ein etwas tieferes Sumpfloch geriet,

wechselten die Vorstellungsbilder, und ich sah mich hilflos im dunklen Moor versinken. Dann wieder raste ich in übereilem Drang, der nächtlichen Schrecknisse nicht zu achten und ihnen so am besten zu entfliehen, so hastig nach vorwärts, daß ich mit der Stirn an einen Stamm anrannte und tausend Feuerfunken vor mir sprühen sah. Der heftige Schmerz brachte mich etwas zur Besinnung, und wieder ging ich langsamer meines unbekannten Weges. Dennoch tat ich bald darauf trotz aller Vorsicht einen heftigen Fall über einen gestürzten Stamm. Nchzend, mit wunder Aniescheibe stand ich auf, fühlte mich aber gleich darauf so matt und gänzlich willenlos, daß ich mich auf den querliegenden Baum niedersezte und in eine Art von Traumzustand verfiel. Nach kurzer Rast jedoch schüttelte mich der Frost, der aus den nassen Kleidern kroch, so daß ich es vorzog, meine beschwerliche und lichtlose Wanderung ins Ungewisse fortzusetzen. Lange tappte ich so, stolpernd und mit vorgestreckten Händen nach Stämmen und Buschwerk greifend, in schwarzer Finsternis und im modrigen Dunst des Harrauchs umher, bis ich plötzlich zu meiner unaussprechlichen Freude ein Licht sah. Ganz nahe, gelb und ruhig wie ein Mond, stand es vor mir. Ich erkannte bald, daß es der freundliche Schein eines erleuchteten Fensters sei, dem ich mit allen Kräften zustrebte.

Es dauerte gar nicht lange und ich stand vor der Lichtquelle. Ja, es war das Fenster eines kleinen, freistehenden Häuschens. Ein Vorhang wehrte den Blick ins Innere. An der andern Seite des Hauses fand ich die Thür.

Bevor ich noch meine Hand nach der Klinke ausstrecken konnte, schlug im Hause tief und drohend ein Hund an. Ein schwerer Schritt stapfte über die Holzdiele, ein Schlüssel drehte sich quietschend im Schloß, und mit einem gewaltigen Ruck sprang die Thür auf. Unerwartet sah ich mich einem ungeheuren schwarzen Hund gegenüber, der mit gesträubten Haaren auf der Schwelle des hellbeleuchteten Einganges stand.

Hinter diesem Hunde aber rechte sich die hohe Gestalt eines Mannes mit drohend erhobenem Arm. Ich

sah ein weißes, struppiges Haupt, das blendende Licht einer Lampe und das stumpfe Blinken einer Artschneide.

„Ich habe mich verirrt...“ schrie ich laut, von heftiger Angst erfaßt, der Alte könne die Tür zuschmettern und mich der entsetzlichen Nacht da draußen ausliefern. Tausende Windstöße zerrten an meinem Mantel....

Der alte Mann musterte mich eine Weile wortlos. Dann ging etwas wie ein mattes Lächeln über sein umbartetes Gesicht und er legte die Art auf den Hackstock neben der Tür. Eine kurze Handbewegung forderte mich zum Eintreten auf.

Noch einmal knurrte kurz und unwillig der schwarze Hund. Ich sah ihn nun deutlicher, bemerkte das schäbige Fell, die gelben Zahnstumpen und die Triesaugen. Mühsam bewegte das gewaltige Tier die frankten Glieder. Mit einem tiefen, stöhnenden Seufzer ließ es sich auf die Decke fallen, die ihm als Lager diente. Ach, wie warm und hell war es im Zimmer, als die Tür sich schloß und die Nacht draußen mit Wind und Regen allein war!

„Wirst auch immer dümmmer, Balthasar,“ sagte der Mann zum Hunde. „Hättest es schon wissen können, mit wem wir es da zu tun haben!“

Ich wunderte mich im stillen über den ungebräuchlichen Hundennamen und sah mich in dem kleinen Raum um. An den Wänden hingen Geweihe von Hirschen und Rehen und ein alter, von den Fliegen fast unkenntlich gemachter Stich, der eine Seeschlacht zwischen Türken und Venezianern darstellte. Ein breites Brett mit gewürfeltem Zeug, ein buntbemalter Bauernschrank, mit Kränzlein, Tulpen und Vögeln geziert, ein klobiger Tisch und etliche Stühle, das war alles. Auf einem Wandbrett standen viele geschnitzte Gestaltchen von Menschen und Tieren, und auf dem Tisch lag ein halbfertiges Gebilde neben dem Schnitzmesser und anderm Gerät solchen Handwerks. Ein Eisenofen sprühte rote Hitze aus.

Der Greis holte etliches Gewandzeug aus dem knarrenden Kasten und hielt es mir hin, mit wenigen Worten auf meinen jämmerlichen Zustand verweisend.

Ich machte dankend von seiner Freundlichkeit Gebrauch, saß bald darauf erwärmt und froh über alle Massen vor einem tüchtigen Stück Rauchfleisch und einem Laib Brot und trank durstig von einem prickelnden Beerenwein, den der Gastfreundliche mir anbot.

Ich sah ihn verstohlen an, während ich aß. Er hatte ein schönes, freilich stark verwittertes Gesicht, von wildem, schneeweißem Bart- und Haarwuchs umlodert. In den dunkeln Augen lagen Schwermut und jene stumme Entsagung, die die Weisheit der Jahre verleiht. Die Hände blieben nicht müßig. Bärtlich und aufmerksam nahm die Klinge des Messers winzige Holzspäne von der Zwerggestalt eines Hirsches, und je weiter die Arbeit fortschritt, desto deutlicher konnte ich erkennen, daß ich es hier mit einem Künstler zu tun hatte. Das war ein wirklicher kleiner Hirsch aus Holz, der verhoffte, mit aufmerksamen Muskeln zu Sprung und Wende bereit. . . .

„So einer ist mir heut im Moos untergekommen,“ sagte ich. „Ein fast schwarzer Kerl. . . .“

Der Alte ließ einen Augenblick das Messer ruhen und sah mich ernst an.

„Es sind ihrer nimmer viele, seit die Bauern die Jagd rundum selber ausüben,“ sagte er. „Wird sich halt gefühlt haben und voll vom schwarzen Schlamm gewesen sein. . . .“

„O nein,“ rief ich, „der Hirsch war so dunkel im Haar. Ich hab’s deutlich gesehen.“

„Dann ist es kein Hirsch gewesen, sondern was andres,“ entgegnete der Mann.

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich verwundert.

„Ein andres eben,“ wiederholte er. „Seien Sie froh, daß Sie da herinnen sind. Es ist einmal etwas geschehen im Hexenmoos, und seit dem geht es um.“

Da richtete der Hund den müden Kopf auf, blinzelte den Mann am Tisch an und stieß ein kurzes, hohes Geheul aus. Mit einem tiefen Seufzer streckte er sich in seine alte Stellung.

„Ja, du weißt es recht gut, alter Balthasar,“ lächelte der Weißhaarige.

„Einen sonderbaren Namen haben Sie Ihrem Hunde gegeben,“ sagte ich beklommen.

Der Alte neigte sich ganz zu mir und flüsterte in mein Ohr, nicht ohne einen beobachtenden Seitenblick nach seinem Stubengenossen: „Hund? Das ist kein Hund, Herr, sondern der ehemalige Forstgehilfe Balthasar Hirschöll.“

Ich wich ein wenig zurück bei dieser Mitteilung und sah in das nahe Gesicht. Aber weder in den Augen noch in den ruhig-freundlichen Zügen dieses silbern eingerahmten Antlitzes konnte ich irgendein Anzeichen entdecken, das auf ein gestörtes Geistesleben hätte schließen lassen. Der Mann glaubte ganz einfach und schlicht an das, was er sagte, und ihm kam es so wenig erstaunlich vor, daß er in seinem leisen Tone so weiter sprach, als wollte er mir die Sache vollkommen verständlich erscheinen lassen: „Der Hirschöll war mein Nachfolger hier im Forstdienst, und nach etlichen Jahren hat er sich erschossen. Man weiß nicht recht, warum, es wird aber schon wegen der roten Vena gewesen sein, wie die Leute gesagt haben. Lange Zeit nach seinem Tode bin ich einmal ins Moor gegangen, Weiden sammeln, und da hab' ich den Hirschöll Balthasar gesehen mit Gewehr und Rucksack vor mir gehen. Und auf einmal winkt er mir, und es war gerade, als ob er hinter einer Wacholderstaude in den Boden versinken täte. Immer kleiner ist er geworden, und zuletzt ist auch der Kopf mit dem grünen Hut hinter der Staude verschwunden. Und wie ich hinkomm', liegt ein schwarzer junger Hund dort und schaut mich traurig an. „Bist du's Balthasar?“ sag' ich. Auf das springt der Hund auf, legt seine Vorderpfoten auf meine Brust und bellt, wie wenn er reden wollt'. „Ist schon recht,“ sag' ich, „bleibst halt jetzt bei mir, Balthasar.“ Und so ist er mit mir nach Haus und nimmer weggegangen. In der ganzen Gegend hat kein Mensch je so einen großen Hund gesehen, geschweige denn im Haus gehabt.“

Ich mied es, eine Bemerkung zu machen.

„Wenn Sie wirklich den schwarzen Hirsch gesehen haben,“ fuhr der Alte mit leiser Stimme fort, „dann ist

es der elendige Heinrich Mückenähler gewesen. Ist halt auch seine Zeit noch nicht um."

Draußen hatte sich der Wind stärker aufgemacht, rüttelte an den Schieferplatten des Daches und fuhr in dumpfen Stößen gegen die Hausmauer.

"Mir scheint, es kommt ein Sturm," sagte ich, obwohl ich am liebsten nach dem Menschen gefragt hätte, der nach dem Glauben des Alten als Hirsch umgehen mußte. Aber ich wollte nicht mit zudringlichen Fragen lästig fallen und vor allem nicht an Dinge rühren, die des alten Mannes sanfte Trauer vielleicht in schmerzliche Erregung verwandelten, wenn sie solcherart wieder auferstanden. Ich sagte nur, wie glücklich ich mich fühle, in so wilder Nacht ein Obdach gefunden zu haben.

"Von Glück dürfen Sie schon reden," sagte er, wieder lächelnd. „Es ist noch keine zwei Jahre her, daß der Viehhändler von St. Quirin in derselben Nacht in einem Schlammloch erstickt ist, und ich meine, es steckt noch mancher arme Teufel in solchen Gruben, von dem niemand nichts weiß. Es ist kein guter Ort, das Hexenmoos, und Sie können auch am lieben Tag ein paar Stunden lang herumlaufen, bis Sie ein Menschenhaus finden. Daß Sie gar zu mir hergefunden haben, zeigt, daß es so bestimmt war und gerad' so hat sein sollen."

Ein verspäteter Schrecken ging über mich. Was wäre aus mir geworden, wenn nicht das Licht aus dem Fenster gewesen wäre!

"Zu andern Zeiten," setzte der Alte seine Rede fort, als hätte ich meine Gedanken ausgesprochen, „wär' nicht einmal das Licht dagewesen. Ich muß sparen mit dem Brennöl, und wenn es finster wird, kriech' ich unter. Nur in dieser einen Nacht muß ich aufbleiben. „Betet und wachet," so steht es geschrieben. Seit damals hat sie eine Nacht im Jahr Gewalt und jagt mit dem Mückenähler das Moor ab. . . . Horch! schrie er auf und sprang in die Höhe. Der Hund winselte im Schlaf.

Ein johlender Windstoß raste über Wände und Dach, schmiß eine Platte herunter, daß es krachte und klirrte, und pfiß durch die Baumkronen. Mit wildem Brausen fuhr er dahin. Klagende Töne, wie lautes

Weinen, kamen durch den Kamin, und die Glut im Eisenofen leuchtete auf.

Das unerwartete Aufspringen des Schnitzers hatte mich erschreckt, und ich sah ihn starr an. In seinem Gesicht war ein eigentümlich banger und gespannter Zug, der nun langsam schwand. Er setzte sich und lachte miztönend auf. „Hui, übers Dach! Reiß' nur dahin! Möchtest halt gern und kannst doch nicht.“

Noch einmal befiel mich der Verdacht, des bejahrten Mannes Geist sei getrübt, und die schlimme Gewißheit, ihm wehrlos ausgeliefert zu sein, beunruhigte mich stark. Aber ich sah, daß er sich faßte und wieder nach seiner Arbeit griff.

„Nein, ich bin kein Narr,“ sagte er und sah mich an. „Wenn man es Ihnen unten im Tal vielleicht auch gesagt hat.“

„Ich habe mit niemand von Ihnen gesprochen,“ sagte ich.

„So?“ Er nickte vor sich hin. „Dann wird es morgen sein, wenn Sie wieder ins Tal hinuntersteigen. Man kennt mich da unten, und die Bauern fürchten sich vor dem alten Wolfs-Martl, wie sie mich nennen. Aber dennoch kommen sie heimlich zu mir, wenn das Vieh krank ist oder die Milch ausbleibt. Und die Weiber geben dem buckligen Einlieger, wenn er einmal in der Woche mit Mehl, Salz und Schmalz zu mir heraufsteigt und die Schnitzerei zum Verkaufen mitnimmt, oft einen Kanten Fleisch oder Eier oder einen Striez Butter mit. Im Sommer hinwiederum mache ich Brunnröhren, Zuber, Tragbutten und Weidenkörbe. So komm' ich ganz gut zu meiner Notdurft. Und wenn Sie die Leute, die Rat von mir annehmen und allerlei Arbeit von mir kaufen, nach mir fragen, dann wird ein Kreuz gemacht und allerhand gemunkelt.“

„Sie leben wohl schon lange hier?“ fragte ich ablenkend.

„Lange? Wie ich zwanzig Jahr' alt war, bin ich als Forstgehilf' aufs Schloß gekommen. Und dann bin ich Förster geworden. Das ist jetzt mehr als sechzig Jahre, Herr....“

„Ich bin an einem verfallenen Schloß vorbeigekommen,“ sagte ich.

„Das war das Schloß Birkenzweyer,“ antwortete er. „Darinnen hab’ ich gelebt und der Hirnschöll auch. Aber der ist hineingekommen, wie sie schon dahin war. Schon in der Erden. Es war ihr Schloß. Laß nur gut sein, Balthasar!“ rief er dem Hund zu, der sich unruhig stöhnend bewegte. „Er fürchtet sich halt vor ihr...“ setzte er entschuldigend hinzu.

Eine neue Bö donnerte gegen das einsame Haus, warf etwas mit dumpfem Fall zu Boden und jagte unter Tönen, die wie ein irrsinniges Gelächter klangen, davon. „Ein Baum ist gestürzt.“ Dann sah er mich rasch an, einem plötzlichen Einfall gehorchend. „Aber Sie müssen ja müde sein, Herr. Legen Sie sich doch nieder!“ Er zeigte auf das Bett.

„Ich bleibe mit Ihnen auf, wenn es Ihnen recht ist,“ wehrte ich ab. Ich wagte es nicht, mich in die Wehrlosigkeit des Schlafes zu begeben, solange ich mir nicht klar war über die mehr als eigentümliche Art dieses Einsiedlers.

Er nickte wieder, offenbar zustimmend, und lauschte dem Heulen des Sturmes, das bald tosend über das Häuschen ging, bald in der Ferne die Wälder schüttelte.

„Hildegardis ist heute, und das ist ihr Namenstag. Sie weiß nicht ein noch aus,“ murmelte er vor sich hin. „Fährt herum und findet doch nimmer aus dem Moos. Da — jetzt ist sie wieder im Heistergrund.“

Diese Rätselreden wirkten allmählich unerträglich auf mich. Von wem sprach er da fortwährend? Welchen Nachtsput meinte er in den wilden Geräuschen zu vernehmen, die der Wind hervorbrachte? Wußte der Alte mehr von dem, was zwischen Abend und Morgen liegt, als ich und andre Menschen meines Schlages? Im hellen Licht des Tages wäre ich über das, was er raunte und murmelte, wohl leicht hinweggekommen, mit einer bedauernden Handbewegung vielleicht, jedenfalls ohne den billigen Spott der Oberflächlichkeit. In diesem einsamen Hause, das der Sturm umtobte, mit einem wunderlichen Greis und einem gespenstigen Hunde, neigte ich stark zu jenem Grauen, das absonderliche und

unheimliche Geschehnisse im dunklen Moor für mehr als möglich zu halten geneigt ist. Vielleicht wäre manchem das Spottlachen hier vergangen, wenn er das Seufzen der alten Bäume, das Jagen des Windes, das bange Gebaren von Mensch und Hund in solcher Verlassenheit miterlebt hätte. Allerhand Erzählungen aus meiner Jugend fielen mir ein, und ich sah die klugen und viel-erfahrenen Gesichter alter Bauern und Jäger vor mir, die unerklärliche Erscheinungen widerspiegelten, deren sie theilhaftig geworden waren, und die sie jederzeit tiefgläubig zu beschwören bereit waren.

Wer war sie, von der mein Wirt in so verworrener Art sprach?

Da gab es mir einen Schlag aufs Herz. Denn ohne Betonung, gerade, als beantworte er eine laut gestellte gleichgültige Frage, sagte der alte Mann: „Das kann ich Ihnen schon sagen, wer sie war. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen, denn mir ist es, als seien Sie einer von denen, die nachdenken, ehe sie den Mund zum Lachen aufthun. Kann sein, daß Sie ein Begnadeter sind und manches sehen, was andern ewig verborgen bleibt. Der Mückenähler ist Ihnen heute erschienen... Außer mir und Ihnen hat ihn noch keiner gesehen. Das bedeutet, daß ich Ihnen kundtun darf, was im Hexenmoos geschehen ist.“

Er stellte den halbfertigen kleinen Hirsch auf das Brett an der Wand und setzte sich ohne Arbeit an den Tisch. Nach einem Blick auf den alten Hund, der träumend die gichtischen Pfoten bewegte, begann er zu sprechen, unbekümmert um das Brausen in den Bäumen und das hohle Pfeifen im Rauchfang.

„Das Schloß Birkenzweher, an dem Sie heute vorübergekommen sind, ist erst vor zwanzig Jahren niedergebrannt und so geworden, wie Sie es heute gesehen haben. Ein Blitz hat es angezündet, mitten im Winter. Und die alte Verwaltersfrau, die noch darin war, hat nichts tun können als zuschauen, wie die Feuerflammen vom Dachstuhl über die Holztreppe und die getäfelten Stuben gekrochen sind wie gelbe Schlangen. So war es dahin, das Schloß.“

Damals aber, als ich, ein junger Forstmann, dort in Dienst kam, war Birkenzweyer ein schöner und fester Bau und ein lustiger Ort, wenn es auch am Rande vom Hegenmoos lag. Die Diener und Frauenzimmer, mit denen zusammen ich in der Burg hauste, waren gutmüthige und heitere Menschen, und der Verwalter war mir freundlich gesinnt. Die ganze Herrschaft, die weit ins Thal und bis ins Stiftische reicht, gehörte dem Grafen Kröttlin, einem hohen Sechziger, der, wie es hieß, im Auslande eine junge und schöne Frau geheiratet hatte und irgendwo in der großen Welt lebte. Seine Briefe an den Verwalter kamen von allerlei Orten mit fremdländischen Namen, und er selbst dachte wohl kaum daran, jemals wieder nach Birkenzweyer zu kommen.

Ich machte mir darüber wenig Gedanken und paßte scharf auf meinen Dienst. Manches war in Verfall geraten, viel geschlagen und wenig aufgeforstet worden, und der einstmals berühmte Wildstand war stark zurückgegangen. Gleich in den ersten Tagen, als ich mit dem obersten Holzer das Revier beging, entdeckte ich, daß ein ungeladener Jagdgast darin sein Wesen trieb, wahrscheinlich schon seit langem und ungestört. Denn der verstorbene Förster, dessen Stelle ich nun versah, war das letzte Jahr krank und fast immer bettlägerig gewesen, und über der Hoffnung auf seine Genesung hatte man gezögert, dem Revier eine Aufsicht zu geben. Ich traf also auf eine Stelle, wo ein Reh geschossen worden war, und ärgerte mich nicht schlecht über den Lumpen, der mich gleich so begrüßte, indem er mir den Aufbruch mitten auf den Weg legte.

Ich wußte in wenigen Tagen, mit wem ich es da zu tun hatte. Der Wilderer war kein anderer als der Kohlenbrenner aus dem Sibengraben, der Heinrich Mückenähler. So schrieb er sich. Die Leute im Tale unten erzählten grauenhafte Geschichten von ihm, wie, daß er seine Frau ermordet und im Meiler zu Staub verbrannt habe, daß er mit dem Beelzebub ein Bündniß geschlossen habe, daß er kugelfest sei und andres mehr. Als ich ihn das erstemal sah, wie er mit dem Schürbaum um den rauchenden Meiler ging, ward

mir schier unheimlich. Denn der Kerl war ein Riese an Gestalt, schwarz und zottig wie der Teufel selbst, und seine Augen glimmten wie feurige Kohlen. Die Weiber liefen ihm nach, hieß es, und wenn er eine haben wolle, sei sie auch schon sein.

Ein zweitesmal, wie ich ihn sah, kam er ins Gasthaus, nahm seinen Filz herunter, an dem ein Hirschbart wachelte, und fuhr mir mit dem Bart unter der Nase herum. „Siehst, Jager, solche Hirschbärte wachsen bei uns im Moos!“ sagte er und feixte mich recht garstig und höhnisch an, so daß ich in meiner Wut eine Schüssel mit heißem Kraut nahm, die vor ihm stand, und sie ihm über den Kopf stülpte. Da kam es zum Raufen, und er und seine Raufgesellen wurden meiner Herr und warfen mich aus der Thür.

Da schwur ich bei mir selber, daß ich's ihm eintränken wolle für sein Wildern und für die Schande im Gasthaus besonders, und daß ich ihn auf handhafter Tat erwischen würde, es ginge so oder so. Und in den linken Lauf meiner Doppelbüchse stieß ich eine festgepflasterte Kugel, in die ich ein Kreuzlein geschnitten hatte, damit sie gut sei gegen den Christopher-Brief oder was er sonst zum Festsein bei sich trug. Und keine Ruhe wollte ich mir mehr gönnen, bis ich den Rohlfuchs im Eisen hätte.

Je nun, ich mochte tun und lassen, wie ich wollte, den Mückenzähler konnte ich nicht bekommen, und mußte noch viel Gelächter und Spott von den Bauern aushalten, die von seinen Stücklein und Listen wußten, mit denen er mich zum Narren hielt. Ich bekam ihn nun und nimmer. Paßte ich drüben beim versunkenen Baum, frachte es auf der andern Seite beim Gamenezer Schlag, und bis ich dorthin kam, war nichts mehr zu finden als der schweißige Platz, auf dem das Stück zusammengebrochen war, und eine Menschenfährte bis zum nächsten Wassergraben; in dem war er dann weiter und irgendwo in den Seitengräben und Tümpeln mochte tief in den weichen Grund seine Fährte eingedrückt sein. Wer hätte sie durch die braunen Moorwasser sehen können! Und dabei war es sicher, daß der

bärenstarke Kerl ein Tier oder ein Kalb, geschweige denn einen Bock, mühelos davontrug.

Das ging lange Zeit so. Lag ich beim Krummriegel auf Vorpaß, erzählte mir des andern Tages ein Beerenweib, daß sie ihn in der Dreibergermaiß habe herum schleichen sehen, und ich mußte dann stunden- und stundenlang suchen, bis ich zwischen den Stämmlein, die zum Aufsteigenden niedergebogen waren, sein Schinderzeug und Drahtschlingenwerk fand. Und wenn ich dann fertig war und mir den Schweiß vom Gesicht wischte, konnte ich sicher sein, daß am andern Ende, etwa bei der Schweglerin oder beim Gadenstein, ein Schuß fiel. Ich kam endlich ganz herunter, weil ich die Nächte, anstatt zu schlafen, draußen im Moos lag und auf ihn wartete. Aber alles umsonst!

Eines Tages jedoch kam die Nachricht, daß der alte Graf im Französischen irgendwo jählings verstorben sei und daß die Witwe in Birkenzweyer die Trauerzeit hinbringen wolle. So ging es rasch ans Herrichten und Putzen in den Herrschaftszimmern. Und eines Tages standen wir mit dem Verwalter alle mitsammen im Schloßhof, um die Gräfin zu erwarten.

Sie kam mit dem Wagen vom Tal herauf, und ich freute mich, daß die arme Frau in ihrem Schmerz wenigstens einen schönen Sommertag zur Reise und Ankunft gehabt habe. Denn mitten im lieben Sommer ist auch das Hexenmoos schön, voll von Singvögeln, Bienensummen und Blumen.

Sie kam also zur Mittagsstunde, und ich war der, der ihr aus dem Wagen half. Damit begann das Unglück.

Sie war die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen hatte, groß und schlank, mit einem roten, kleinen Mund und leuchtenden Augen. Diese Augen waren so wundervoll grün wie der kostbare Edelstein, den man den Smaragd nennt. Und ihr Haar war von einem seidenen Blond, wenn das Licht darauffiel. Im Schatten sah es seltsam tot und grau aus, aber ihrer Schönheit tat dies keinen Eintrag.

Als sie ausstieg, lächelte sie, sah mich lange an, und ihre Hand, die auf meiner Schulter lag, tat einen sanften

Druck gegen mein Fleisch, daß mich ein süßer Schauer überlief. Und als der Verwalter eine Ansprache hielt und die Weibspersonen ihr einen Strauß überreichten, sah sie wiederum mich an. Dann verschwand sie mir ins Schloß.

Ich wußte gar wohl, was man von ihr gesprochen hatte und wie viel vornehme und reiche Männer ihr Gefolge gewesen waren. Man erzählte sich, daß ein italienischer Herr sich um ihretwillen erschossen habe und daß ein deutscher Edelmann vor ihren Fenstern totgestochen worden sei. Ich begriff das recht gut, denn ich spürte zutiefst, welche Macht in ihr lag und wie ein Blick von ihr fester band als eiserne Ketten und Fesseln. Aber dann hinwiederum schalt ich mich selbst aus wegen meiner törichten Eitelkeit, die allerlei wilde Hoffnungen in mir weckte, und manchmal dachte ich auch an ihre grünen Augen, die unheimlich und lockend zugleich vor mir aufglänzten, wenn ich ihr in den Weg kam. Immer hatte sie ein freundliches Wort für mich und ein holdseliges Lächeln, so daß ich verwegener wurde in meinen heimlichen Wünschen, ohne daß ich es gewagt hätte, von dem zu ihr zu sprechen, was mich bei Tag und bei Nacht bewegte und zu ihr stieß. Und meine Sucht, den Rücken-zähler zu fangen, schwand, als wäre sie nie gewesen.

Eines Tages, als ich einen Bock für die Küche geschossen hatte, traf ich die Gräfin mitten im Revier. Sie war einen Weg gegangen, der auch für Rindige gefährlich werden konnte, wenn sie unachtsam waren. Denn etwa fünfhundert Schritte weiter führte er kaum handbreit durch die Mooslücken, bodenlose Wasser- und Schlammtümpel, die alles behielten, was durch die dünne Rasendecke brach.

Bescheiden machte ich der schönen Frau, in deren Dienst ich stand, einen Vorhalt und warnte sie, allein das Moos zu begehen, in dem mancher in alten und neueren Zeiten auf Nimmerwiedersehen verschwunden war.

„Nun, Martin,“ sagte sie und redete mich bei meinem Vornamen an, „so werden Sie mir alle Wege zeigen. Denn ich gehe gern allein und muß dazu das Moos kennen lernen.“

Wir kamen zu einem kleinen Föhrenbestand, der etwas Schatten gab, und da sie es so wollte, legte ich den Bock nieder und setzte mich neben sie.

Da sah sie mich mit ihren funkelnden grünen Augen an und lächelte. Und ehe ich wußte, was sie im Sinne hatte, schlang sie ihren Arm um meinen Hals und küßte mich. . . .

Wie mir zumute war, als wir weiterschritten, das kann nicht gesagt werden. Nie in meinem Leben war ich so selig und doch nie noch so voll tödlicher Angst gewesen wie damals. Vielleicht war es das Wissen, daß ich nunmehr ihr gehörte mit Leib und Seele. Ja, auch mit der Seele. Denn Gott hatte an mir keinen Anteil mehr, so sehr war ich verstrickt.

Aber an einer Biegung des Weges ward plötzlich ihr Blick starr und so grausam, daß mich Eiseskälte durchrann. Ich folgte seiner Richtung und sah, daß sie unverwandt einen roten Flecken auf dem hellen Boden meines Rockes betrachtete. Schweiß vom erlegten Rehbock haftete leuchtend an dem Tuch. Und ehe ich's hindern konnte, preßte sie ihre Lippen auf das grobe Gewebe und biß hinein. . . .

Ich tat einen Schritt zurück.

„Das ist gut . . . das ist gut . . .“ sagte sie mit veränderter, heiserer Stimme und stieß einen häßlichen Laut aus, der mich erschreckte. Einen Augenblick lang war es mir, als sähe ich ein grausames, erschreckliches Tiergesicht mit gebleckten Zähnen. Wie ich aber schärfer hinsah, war es das schöne, lächelnde Antlitz von vorhin, und die süße Stimme, die ehvor dicht an meinen Lippen gestammelt hatte, sagte lachend: „Wie schreckhaft du bist, Martin. . . .“

Und ihr Lachen ward hell und flog wie ein silberner Vogel übers Moos — verflingend.

Ich aber, als ich das von ihr hörte, schämte mich und war doch stolzer als irgendein Mann auf Erden.

Ich schlief in derselbigen Nacht gar nicht und konnte kaum den Morgen erwarten. Denn ich sollte ihr weiter die Wege und Stege weisen, die durchs Moos führten.

Dort, wo es am düstersten war, dachte es ihr am schönsten. So sparte ich mir den wildesten Ort, den Heistergrund, auf die Lezt auf und ging mit ihr gegen den Gibengraben. Unterwegs fiel es mir ein, sie vor dem Heinrich Mückenzähler zu warnen, der in den Gründen sein Wesen trieb. Da war es mir, als hätte sie ein großes Gelüste, viel von dem verwogenen Gesellen zu hören, und ich erzählte ihr alles ohne Scheu, was das Volk über ihn munkelte. Indessen kamen wir durch den finsternen Hochwald, in dem damals noch viele Giben standen und dem Graben seinen Namen gaben, und näherten uns der Kohlstatt, deren brandiger Geruch mit dem Winde zu uns kam.

Auf einmal stand mitten unter den hundertjährigen Stämmen der Heinrich Mückenzähler vor uns und ließ seine weißen Augäpfel im schwarzrußigen Gesicht blitzen. Mit der Art hieb er sich einen neuen Schürbaum zurecht, dieweil ihm der alte durch das Stochern im Meiler wohl unbrauchbar geworden sein mochte. Die Meiler aber gehörten nach einem alten Recht dem Stift, und ich hatte keine Gewalt über die Köhlerei. Nur beim Holzverkauf an die Stiftischen, die auf unserm Grund Kohlen brennen durften, kam ich manchmal hieher.

„Das ist also der Mückenzähler,“ sagte die Gräfin und sah den Heinrich an, der seinen schwarzen Deckel lüftete. „Ein Bär oder ein Mensch?“ Sie lachte.

Der Kohlenbrenner richtete sich auf und lüpfte den schweren Baum, als sei er ein Wanderstab. „Für das Jägerlein da ein Bär, für Euch, schöne Frau, ein Mann,“ sagte er frech und zog die Lippen von den blanken Zähnen.

Die Gräfin lachte noch einmal leise, sah ihn lange an und sagte dann: „Wir wollen wieder gehen, Martin.“

Aber indes ich, vor Wut hehend über die Unverschämtheit des Rußteufels, mich wandte, blieb sie noch stehen und nickte dem Schwarzen zu.

Verdroß und gekränkt, daß sie dem Burschen seine unverschämte Art nicht verwiesen und mich gleichsam ohne Schutz gelassen hatte, gingen wir wieder weiter.

Sie hätte wohl empfinden sollen, daß ich nur ihr zuliebe den groben Spaß schweigend hinnahm, und meine Wut auf den Mückenzähler loderte hell auf.

„Ei, Martin, was ist's?“ fragte sie nach einer Weile.

„Was ist?“ antwortete ich nicht gerade freundlich.

„War es not, mit dem Schelm und Wilddieb so zutraulichen Scherz zu treiben und sich dreiste Widerworte zu holen? Nun wird dem Kerl der Hochmut aufsteigen...“

Die Gräfin blieb stehen und sah mich von oben bis unten an. Ihr Gesicht war hart und kalt.

„Du bist ein ganz netter Bursch, Martin,“ sagte sie, „aber wenn du noch einmal versuchst, den Eifersüchtigen zu spielen, kannst du deiner Wege gehen. Merk' dir das gut!“

Mir war es, als hätte mich einer mit eisigem Wasser übergossen. Und tief in der Brust fühlte ich einen wehen Schmerz, als sie so zu mir sprach.

Und gerade da tat der Heinrich im Graben den anschwellenden Schrei, mit dem sich diese schwarzen Kohlendiebe einander rufen im Wald. Ich wußte gleich, daß er es mit Absicht tat, und sie wußte es auch.

„Er grüßt mich — hörst du?“ sagte sie und lächelte.

„Ich höre gar wohl,“ sagte ich grimmig. „Kann aber sein, daß demselbigen einmal der Atem ausgeht, wenn ich ihn über dem Blaupfeifen ertappe.“

„Dummes Kind!“ sagte sie und gab mir einen Backenstreich mit der weißen, kleinen Hand.

Mein Herz flatterte wie ein kleiner Vogel vor Angst. Irgend etwas bedrohte mich, etwas mit dem Kohlenbrenner.

Sie aber ging vor mir und sang und sah sich nicht um.

Einige Tage lang sah und vernahm ich nichts mehr von ihr, so daß ich schier verschmachtete. Hintennach läßt sich das nicht mehr so fühlen und sagen, wie mir war. Damals trieb es mich um und peinigte mich, und nichts andres war in mir als das Verlangen, das sie entzündet hatte, und das nun brannte in fressendem Feuer.

Dann wieder ward ich um Hahnenkrat vom Weidjungen geweckt, die Gräfin wollte in den Heistergrund.

Da schien mir der graue Morgenschein voll Goldes und Flötenspiel zu sein, so selig machte es mich, daß ich wieder bei ihr sein durfte.

Aber sie hatte keinen freundlichen Sinn an diesem Morgen, und da sie schweigsam blieb, wollte auch ich nicht anfangen zu reden. Und so kamen wir nach einer Stunde an die Wildnis, die der Heistergrund genannt wird.

Ich zeigte ihr den halbverwachsenen Birschweg, der in den Grund führte, und geleitete sie auf einem andern heimlichen Pfad, der durch ein trügerisches Binsendickicht ging und nur wenigen bekannt war, in den Bruchwald hinein. Es ist dies die verrufenste und trübseligste Gegend im ganzen Moos. Kein Beerenjucher, kein Schwammbrocker wagte sich je hinein. Vor vielen Jahren soll da der letzte Bär geschossen worden sein.

Auf dem Steig, den wir gingen und der aus nassem Moorboden ins Trockene führte, wuchsen graue und hellrote Flechten, auf den uralten Stämmen wucherten Moose. Eng und finster standen hier Föhren, Buchen und Erlen zusammen, und kreuz und quer lagen die vom Wind gefällten Stämme. Nie war hier geforstet worden, und was stürzte, moderte an Ort und Stelle. Manchmal kamen wir an einem giftgrünen Wiesenfleck vorbei, auf dem Bilfenkraut und Stechäpfel wuchsen, und die Früchte der Tollkirsche glänzten wie Kugeln aus schwarzem Glas. Aus dem fußhoch liegenden, rostigen Laub kamen Königsfliegenpilze von ungeheurer Größe ans Licht, anzusehen wie halbvergrabene grindige Köpfe. Ueber bleichen Gruppen von fast farblosem Vergißmeinnicht schwirrten klirrend Wasserjungfern, und in den braunen Tümpeln wimmelte ekelhafte Brut.

Ich zeigte der Gräfin einen alten Malbaum, an dem die nun fast ausgestorbenen Sauen gescheuert hatten, aber sie gab mir keine Antwort. An einer Stelle flog lautlos ein Uhu vor uns auf, und neben uns brach knackend und polternd ein starker Hirsch fort. Dunkel-

braune und gelbbleiche Totentrompeten standen im Kreise, und mitten im Hexenring lag ein Rehkitz, das ein Wildkuder gerissen hatte, wie ich gleich erkannte.

„Ach... hier ist es schön!“ rief die Frau und kniete bei dem Tierlein nieder. „Bart... fein!“ murmelte sie und ließ ein Zungenschnalzen hören.

Dann tat sie einen Blick auf mich, sehen und befehlend zugleich, und stand wieder auf. Wir gingen schweigend weiter über den weicher werdenden Boden, der bei jedem Schritt gluckste und brodelte, und ich war froh, als wir nach langer Wanderung wieder aus dem dämmerigen Grund in den lieben Sonnenschein traten und den Fuß auf festen Heidegrund setzten.

„Du bist heut schlechter Laune, Martin,“ sagte sie. Ich trat vor sie und verlor alle Fassung. Wie ein Strom brach alles, was mein Herz bedrückte, in herben Worten aus mir hervor. Und zuletzt sagte ich ihr, es möge für sie ein artiger Spaß gewesen sein, ihr Spiel mit einem armen Jägersmann zu treiben, und es möge bei vornehmen Frauen wohl der Brauch sein, eines ehrlichen Mannes Liebe gering zu achten und wie einen angebissenen Apfel von sich zu werfen. Hierzulande denke man anders. Und da ich sie hohnvoll lächeln sah, faßte mich ein heißer Zorn, und ich fügte hinzu, daß insonderheit Tänzerinnen es kaum wert seien, daß eines Menschen Leben an ihrer Untreue zugrunde ginge. Denn der Verwalter, der wohl etwas gemerkt haben mochte, hatte mir verraten, daß sie ehemals vor vielen Menschen getanzt und so Abend für Abend ihr Brot gewonnen habe. Und wegen der Heirat mit ihr sei der alte Graf mit seiner Sippe uneins geworden und habe nicht mehr heimkommen wollen.

Als ich aber so zu ihr sprach, verzerrte sich ihr Gesicht, ihre Augen blitzten grün, und sie hob den leichten Stock, den sie trug, als wolle sie nach mir schlagen. Ich aber sah ihr in meiner Erbitterung fest und ruhig ins Auge, und so ließ sie den erhobenen Arm langsam wieder sinken.

Dann aber lachte sie hell auf, zuckte die Achseln und sagte, von nun an würde sie ihre Wege allein machen. Sie brauche mich nicht mehr.

Dann dürfe ich wohl um meine Entlassung einkommen, sagte ich trotzig, indes mir das Herz zu zerspringen drohte. Davon sei nicht die Rede, entgegnete sie kühl, mit meinem Dienst hätten solche Wanderungen ohnehin nichts zu tun. Sie zeigte kurz auf den Weg, der zum Schloß führte, und so ging ich vor ihr her bis zum Thor. Wir sprachen kein Wort mehr.

Was ich in den nächsten Tagen im stillen erlitt und wie meine Nächte waren, mögen Sie sich leichtlich vorstellen. Vielen Menschen ist es beschieden, an falscher Liebe leiden zu müssen. Aber ich weiß nicht, ob es allen so schlimm ergangen ist wie mir.

Es war gut für mich, daß bald darauf etwas geschah, was meinen Sinn von der geheimen Qual ablenkte und mich nötigte, meinem Handwerk nachzugehen bis zur Erschöpfung. Denn es hatte sich etwas gezeigt, was die ganze Gegend in Aufruhr und Schrecken versetzte. Die erste Nachricht kam vom Forstamt des Stiftes. Eine weidende Kalbin, die der Bauer über Nacht auf dem Acker gelassen hatte, war von einem Raubthier geheßt und gerissen worden, und nach der Spur sowohl als nach dem Umstand, daß das Kind an den Keulen gefaßt worden war, sprach die stiftische Jägerei das Raubzeug als einen ungewöhnlich starken Wolf an. Seit vielen Jahrzehnten waren Wölfe in unsrer Gemarkung nicht mehr gespürt worden.

Man kann sich die Aufregung, die diese Nachricht hervorrief, wohl vorstellen. Und unter den Jägern und Schützen rundum gab es keinen, der sich nicht hoch und teuer vermaß, den Hiegim zur Strecke zu bringen.

So sehr ich sonst jedes Zusammentreffen mit der Frau, die meinen Stolz so verletzt hatte, vermied, so mußte ich nun doch pflichtschuldigst Meldung erstatten.

Sie hörte mich ruhig an. Als ich fertig war, machte sie eine wegwerfende Gebärde und sagte nur: „Ihr seid alle Narren.“ Damit war die Sache für sie abgetan.

Aber nicht für mich. Denn wenige Tage später, an einem kalten Herbstmorgen, fand ich beim Versunkenen Baum die Reste einer Rehgeiß, die gerissen worden war, und im weichen Boden scharf ausgeprägt mit Ballen und Klauen die Wolfsspur.

Sie ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, als sei sie ärgerlich. Dann sagte sie, ihr liege nichts an einer Reuigkeit, und ihr ethwegen könne der Wolf machen, was er wolle.

Als ich entgegnete, heftete sie einen bösen und spöttischen Blick auf mich und lachte auf: „Du bist ja ein Jäger, Martin. Sieh also zu, daß du den Wolf erlegst. Gib aber acht, daß es nicht umgekehrt geht!“ Damit ließ sie mich stehen.

Da beschloß ich, nimmer zu rasten, bevor ich das Raubzeug nicht aus dem Balg gestreift hätte. Noch immer war mir alles, was sie sagte, ein Befehl. Und der Zusatz, den sie machte, trieb mich noch mehr an. Ich wollte ihr schon zeigen, daß mir ein Wolf keine Aengsten machte.

So war ich denn wie zur Zeit, da ich den Mücken-zähler ergreifen wollte, wieder Tag und Nacht im Revier, bei Regen und Kälte, in Nebel und Sturm. Aber so fleißig ich auch pirschte, nur ein einziges Mal fand ich die Wolfsspur. Sie führte neben dem heimlichen Weg, auf einem schmalen Steig, den ich der Gräfin damals gezeigt hatte, pfeilgerade in den Heistergrund. Ich ging nach und fand, daß der Wolf auf die Straße ausgewechselt war, die ins Stiftische führte. Dort verlor ich die Spur.

In den Nachbarrevieren ging es der Jägerei nicht besser. Freilich behauptete der Staatsförster von Propstheim, daß er den Wolf gesehen habe, als er ohne Gewehr zu den Holzern gegangen sei, aber sein Latein war berühmt, und man glaubte ihm nicht leicht etwas. Der Adjunkt in Fünfstetten erzählte gar, er sei im Herrenholz auf fünf Schritte vor dem Wolf gestanden, aber ehe er noch sein Gewehr in Anschlag bringen konnte, war der Räuber verschwunden. Er beschrieb ihn als ein riesiges, hellgrau-braunes Tier. Manche glaubten ihm, andre wieder lachten ihn aus und meinten, der gute Gumpoldskirchner beim Ochsenwirt mache schwere Träume, wenn man zu fleißig ins Glas schaue.

Daß der Wolf aber noch da war, hatte ich an der Hirschbrunft gemerkt. Rein Hirsch schrie in den ganzen

weiten Revidieren. Und das Wild weiß gar wohl, was es iut und läßt.

Ende Oktober kam endlich der ersehnte Neuschnee, und lange vor dem Morgengrau war ich auf. Mir war schwer ums Herz, als ich an dem kleinen Holz vorüberkam, an dessen Rand mich zur Sommerszeit die schöne Frau so unerwartet geküßt und selig gemacht hatte. Nun lag alles unter weißer, dünner Decke, und mit den welken Nadeln war auch mein Glück begraben.

Irgend etwas in mir, die alte Eifersucht vielleicht oder eine Ahnung, lenkte mich gegen den Grabengraben. Und wie ich im ersten Tageschein in den Hochwald kam, der sich gegen den Graben hinzieht, gab es mir einen Riß. Vor mir, scharf eingedrückt im Schnee, lief die Wolfsspur in den Graben hinein, und sie war ganz frisch.

Die Aufregung beutelte mich wie das kalte Fieber. Ich tat frische Bündhütchen auf mein Gewehr und spannte leise die Hähne. So ging ich schußbereit der Spur nach. Aber schon nach ein paar Schritten sah ich, was ich in meiner ersten Aufregung nicht beachtet hatte. Etwas oberhalb der Wolfsspur lief neben ihr eine breite Mannesfährte, die ich sogleich als die des Heinrich Mückenzähler erkannte, und sie war eingedrückt in eine breite Schleifspur, in der roter Schweiß lag.

Der Mückenzähler hatte ein erlegtes Stück in seine Hütte geschleift, und der Wolf war dem frischen Schweiß nachgetrabt. Das war mir sofort klar.

So hatte ich nun wenigstens den einen, den ruhigen Rohlenbrenner, und war damit zufrieden.

Bevor man zur Kohlstatt kommt, geht durch einen kleinen Seitengraben ein Bach herunter, über den ein Mann mit guten Beinen springen kann. Ich sah deutlich, wo der Röhler das Stück hinübergeschleift hatte. Aber die Wolfsspur hörte auf.

Statt der Spur waren dort, wo der Schnee wieder anfang, zwei schmale Schuhsohlen abgezeichnet, und die Fährte ging gerade auf die Tür der Röhlerhütte los und vereinigte sich dort mit den groben Tritten des Mückenzählers. Das gestohlene Wild hatte er aber noch in den Schuppen geschleift.

So ging sie also zu ihm. An den Wolf dachte ich nicht mehr. Sie ging zu ihm!

Wenn mir damals der Satan erschienen wäre, er hätte mich billig haben können. Ich stand da und zitterte so, daß ich mich an einen Stamm anhalten mußte. Es dauerte lange, bis ich mich besinnen konnte.

Dann fiel mein Blick wieder auf die rote Bahn, auf der das Wild geschleppt worden war, und dann sah ich auf die wohlverschlossene, mit Brügeln vermachte Thür des Schuppens. Das gab mir Kraft. Denn da begann mein Recht.

Mit drei Sprüngen war ich bei der Hüttenthür und trat mit dem Nagelschuh gegen die Bretter. „Aufmachen!“ schrie ich und hielt das schußfertige Gewehr bereit. „Aufmachen, im Namen des Gesetzes!“

Drinne gab es ein hastiges Gewisper, und dann ging die Thür auf.

Vor mir stand grinsend der Mückenzähler. Ich hätte ihn kaum erkannt. Denn er trug ein schönes, grün ausgeschlagenes Gewand, wie es Jägern zukommt, und war sauber gewaschen und gekämmt. Hinter ihm aber war die Gräfin und sah mich mit halbgeschlossenen Augen an, als sei ich es nicht wert, einen ganzen Blick zu erhalten.

„Oh — das Jägerlein!“ lachte der Röhler grob. „Immer fleißig!“

Ich beachtete ihn nicht und sah nur die Gräfin an. „Hier ist gestohlenes Wild,“ sagte ich scharf. „Und meine Pflicht . . .“

„Ein Acherhirsch ist es,“ fiel mir der Heinrich spöttisch ins Wort. „Schlechtes Geweih — aber gut im Wildbret. Willst ihn gar anschauen, Grünspecht?“

„Du gehst mit mir,“ sagte ich ruhig. „Das andre wird sich dann schon finden.“

Die Gräfin schwieg und lächelte, und mir ward ganz verwirrt.

„Aber geh!“ spottete der Mückenzähler. „Willst etwa die Frau Gräfin auch hinunterführen? Wo ich doch mit ihrem Willen den Hirsch geschossen habe auf der Reuterwiesen. Mußt es ihr schon verzeihen.“

„Mit ihrem Willen —?“ stotterte ich und setzte die Säbne in Ruh'. So also war es!

„Kannst schon gehen, Martin,“ sagte sie.

„Über mich dem Wilddieb . . .“

„Das Revier ist mein — oder nicht?“ rief sie und blitzte mich an.

„Wohl,“ antwortete ich. „Und so braucht die Frau Gräfin keine Aufsicht mehr über Wald und Wild, wenn jeder Lump hier die Jagdfreiheit hat. Und ich kündige hiemit und gehe in drei Monaten aus dem Dienst.“

„Ist recht,“ sagte sie und nickte hochmütig. Ein böser Funke glomm in ihren Augen.

Ich ging auf der Stelle und hörte den Mücken-zähler hinter mir drein lachen. Zehn Jahre meines Lebens hätte ich gegeben, hätte ich ihn dürfen niederschießen und ihn verenden sehen vor mir wie einen streunenden Hund. So war sie also die Seine und schämte sich nicht einmal vor einem andern, dem sie vor kurzem noch ihre Liebe zugewendet hatte aus freien Stücken. Ein häßliches Wort stieß ich aus, und das galt ihr.

Meines Dienstes war ich nun ledig. Aber in der Zeit, die ich noch zu werken hatte, gedachte ich treulich meine Pflicht zu erfüllen. Vorerst aber zog es mich zu den Reuterwiesen, um zu sehen, wie des Kohlenbrenners Birsche vor sich gegangen sei.

In bitteren Gedanken ging ich der Schleppe nach im jungen Schnee und kam nach einer halben Stunde auf die Reuterwiesen. Als ich dort den Fleck fand, wo der Hirsch gestürzt war, stand ich wie versteinert.

Dieser Hirsch war nicht geschossen worden. Der Wolf hatte ihn gerissen, wie er aus dem Holz auf die verschneite Wiese getreten war. Grauenhaft war der rote Schweiß verspritzt, ganze Felsen von der Decke, Ballen von Haar und Wildbret lagen weit umher. Die Wolfsspur stand in der Hirschfährte.

Endlich fand ich die Fährte des Köhlers und suchte weiter. Der Mücken-zähler hatte mit gutem Wind hinter einer Staude gestanden und war wohl Zeuge gewesen, wie der Wolf den Hirsch niederzog. Dann war er heraus und hatte den Hirsch zu seiner Beute gemacht. Vielleicht hatte der Wolf vom Raub gelassen, vielleicht hatte der Heinrich ihn vergrämt, wie er sich zeigte. Wer konnte das wissen!

Die Gräfin aber hatte gelogen. Sie war weder mit dem Köhler noch sonstwie auf den Reuterwiesen gewesen. Sie hatte ihm einfach helfen wollen, als ich so unerwartet auf der Kohlstatt erschien, ob schon er ja kaum strafbar gewesen wäre. Er hätte gut sagen können, daß er den gerissenen Hirsch gefunden und in Sicherheit vor dem Wolf gebracht hätte. Niemand konnte ihn Lügen strafen, wenn er behauptete, späterhin hätte er sich aufgemacht und den Vorfall gemeldet.

Gelogen hatte sie. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß ich den Schuß nicht gehört hätte, ich, der ich hundertfünfzig Schritt unterhalb der Reuterwiesen im dämmernden Tag gegen den Sibengraben zu gegangen war? Noch einmal betrachtete ich die Hirschfährte. Ja, es war ein jagdbarer Hirsch, ein Achter, der mir wohlbekannt war, ein Zukunftshirsch, aus dem etwas Rechtes geworden wäre. Nun hatte ihn der Wolf gerissen, und ich war unten vorbeigestolpert.

Also mit dem Mückenwähler hielt sie es und half ihm, ihr eigenes Wild stehlen. Wer weiß, wie lange sie schon bei ihm in der Rußhütte war. Vielleicht die ganze Nacht. . . . Mir war es, als müßte ich zurück und ihr alles ins Gesicht schreien, was mich droffelte.

Nun ging ich ihr geflissentlich aus dem Wege, nachdem ich beim Verwalter in aller Form gekündigt hatte. Die Kummermaus nagte an meinem Herzen, und nachts biß ich in meine Bettücher vor Gram und Schmerz. Was half es mir, daß ich sie mit Worten hielt, die das Niedrigste benennen? Ich kam ja doch nicht los, und wenn ich an das Weggehen dachte, wurde mir schwach und elend. . . .

Am Tage vor dem heiligen Abend geschah etwas Schaudervolles, wie es noch niemand erlebt hatte.

Ich weiß es noch gut und der alte Baltasar da auch. Es war ein sehr heller, weißer Wintertag mit kalter Sonne und tiefem Schnee. Ich stand gerade in der Verwalterstube, um abzurechnen. Der alte Haider, der Verwalter, sagte mir noch, wie leid es ihm um mich sei und wie man mich in der ganzen Gegend als einen rechten Weidmann schätze. Und in stiftischen Diensten, in die ich treten solle, würde es mir recht gefallen, denn unter dem Krummstab sei gut wohnen.

Gerade als er dies sagte, wurde die Thür aufgestoßen und zwei Holzer, der Birnbaum und der Ungrad, hinter ihnen der jetzt so elendiglich verwandelte Baltasar Hirschöll kamen herein, ganz verstört, und brachten in einer blauen Schürze etwas daher.

Als wir näher hinsahen, ward uns übel vor Grauen und Entsetzen. Vor uns lag, mit zerfleischter Kehle und grausam aufgerissenem Leiblein, mit verdrehten Gliedern und tot die achthährige Kreszenz vom Böckgraber in Fünfstetten, ein armes und gar schwaches Dirndl, das auf dem Heimweg von der Schule dem Untier in den Weg gekommen war und jammervoll hatte sterben müssen.

Der Wolf hatte das unschuldige Kind gejagt, wie man später sah, und es trotz seiner armen Sprünge bald niedergerissen mit dem Fang....

Das Grauen, das uns faßte, war grenzenlos. Der Ungrad, ein großer, starker Mann, weinte bitterlich, so erbarmte ihn das Maidlein. Es mochte ihm hart geschehen, daß er mit seiner Holzart nicht hatte können dabei sein, wie das Kind, dessen Taufgöd er zudem war, dem Raubzug zu entlaufen suchte.

Alsogleich sendete man zur Gräfin. Die Kammerfrau aber, die ihr die Kunde brachte, kam nach einer Weile herunter und sagte verstört, die Schloßfrau sei nach den ersten Worten in häßliche Krämpfe gefallen, habe das Gesicht verzerrt und mit den Zähnen geknirscht. Jetzt liege sie im Bett und sei im Fieber.

Zögern gab es keines mehr. In aller Eile wurde die Jägerei zusammengerufen, und der Vater Waldmeister vom Stift arbeitete einen Plan aus, wie das Getier könne eingekreist werden. Niemand außer den Jägern und verlässlichen Holzknechten, die als Treiber gehen sollten, erfuhr etwas, damit nicht Neugierige und Angebetene herbeiströmten und Störung brächten.

Am ersten Weihnachtsfeiertag wurde das Moos umschlagen und festgestellt, daß der Wolf in den Heistergrund eingewechselt und nirgendwo heraus sei. Alle Wechsel wurden besetzt, und auf ein Zeichen mit dem Horn gingen die Treiber mit schlechtem Wind, hustend

und laut redend, doch ohne sonderlichen Lärm, in die Wildnis.

Aber kein Schuß fiel, kein Zuruf der Treiber verriet, daß der Wolf im Bogen sei.

Neben meinem Stand, gerade vor dem Wechsel im Schilf, den ich einstmals der Gräfin gezeigt hatte, stand der Vater Waldmeister, ein guter und ruhiger Schütze. Wir standen beide gedeckt und ohne jede Regung auf unsern Plätzen.

Da rief, schon ganz nahe bei uns, einer der Treiber: „Aufgeschaut! Der Wolf!“ Ich erkannte ihn an der Stimme. Es war der Ungrad.

Während ich das dachte, sah ich, wie der geistliche Herr rasch die Kugelbüchse in Anschlag brachte. Aber ebenso schnell setzte er das Gewehr wieder ab, und ich sah, wie sein Gesicht sich in einem großen Schrecken veränderte.

Ehe ich ihn anrufen konnte, sah ich die Gräfin, die gerade vor ihm aus dem Holz kam.

„Da bin ich mitten in ihre Jagd geraten,“ hörte ich sie sagen.

Der Geistliche antwortete nicht und starrte sie an, als sähe er ein Gespenst.

„Sind Sie mir böse, Hochwürden?“ lächelte sie und legte ihre Hand auf den Armel seines schwarzen Rockes.

Der Vater fuhr zurück, als hätte ihn etwas Giftiges berührt. „Also Sie...?“ rief er im Tone eines unbeschreiblichen Entsetzens. „Gnädiger Gott!“

„Guten Morgen!“ sagte sie scharf und hoffärtig. Stolz und schön schritt sie an uns vorüber und verschwand auf dem Wege, der zum Schlosse führte.

Ich eilte zum Vater Waldmeister hin. Er hatte sein Gewehr fallen lassen und lehnte an einem Baum.

„Mir ist schlecht,“ sagte er.

Dann fing ich ihn auf. Er war bewußtlos geworden. Es war ein Schlaganfall, wie sich später zeigte, und er starb schon nach zwei Tagen, ohne wieder zu sich zu kommen.

Nach dem Abblasen strömte alles zusammen, und ein großes Tragen erhob sich. Der Ungrad sagte, dem Vater Waldmeister müsse der Wolf gekommen sein, denn er sei

schnurgerade auf den Stand des geistlichen Herrn zuge-  
getraht. Mittlerweile sammelte man sich um den  
Bewußtlosen. Alle meinten, der Anblick des Wolfes habe  
ihn in solche Erregung versetzt, daß ihm das Blut allzu-  
rasch emporgeschossen sei. Der Ungrad sagte fest und  
ruhig, daß er den Wolf wenige Schritte vor sich flüchtig  
werden sah, und es sei keineswegs ein Anblick gewesen,  
der den Geistlichen so stark hätte erschrecken können. Eher  
seien der weite Weg und das lange Stehen schuld an  
seiner plötzlichen Erkrankung.

Ich sagte, was geschehen sei, aber irgend etwas  
hielt mich ab, die Gräfin zu nennen. So sehr sie mich  
auch gekränkt hatte, vor allen diesen Leuten wollte ich  
doch nicht verkünden, daß sie wohl wieder auf dem Wege  
zu ihrem ruhigen Herzspiel gewesen und so in den  
Trieb geraten sei.

Ein paar von den Schützen verlangten, man solle  
den Trieb hobeln, noch einmal zurüktreiben. Aber die  
erfahrenen Jäger rieten davon ab. Während des lauten  
Redens und der Ansammlung auf einen Haufen war der  
Wolf längst aus dem Heistergrund ausgewechselt.

In meinem Hirn aber keimte ein fürchterlicher Ge-  
danke auf, der mich nicht zur Ruhe kommen ließ.

Die Gräfin war zum Essen nach Hause gekommen  
und wollte, wie ich von der Kammerfrau erfuhr, am  
Nachmittag eine ihrer Wanderungen im Moos machen.  
Denn sie war ruhelos und konnte nirgends bleiben.

Ich sah vom Fenster meiner Stube aus, wie sie fort-  
ging, und pirschte vorsichtig hinter ihr her. Sie ging  
geradewegs auf den Heistergrund los, in dem heute das  
vergeblische Jagen stattgefunden hatte.

Von Strauch zu Strauch schlich ich hinter ihr und  
duckte mich, als sie am Rande der Wildnis stehen blieb.  
Sie sah sich lange und nach allen Seiten um, ehe sie in  
das Holz trat.

Da machte ich einen Bogen und ging von der  
stiftischen Seite in den Bruchwald, das schußrechte  
Doppelrohr in Händen.

Draußen im Freien war es neblig geworden, und im  
Holz wurde es schon düster. Nichts regte sich, nur ein

paar kleine Meisen piepten, und manchmal fiel ein Bapfen mit dumpfem Laut auf die Erde.

Böse und gläsern stierten die gefrorenen Lachen. Sehr langsam und von Baum zu Baum pirschte ich mich vorwärts, ganz im Banne eines wahnsinnigen Gedankens, der mein Blut kochen ließ.

Endlich kam ich auf den Stand des Geistlichen, sah die breiten Eindrücke seiner Filzstiefel und daneben die schmalen Sohlen, die an ihm vorbeigeschritten waren. Dieser so wohlbekannten und einst geliebten Fährte ging ich in der Richtung, aus der sie kam, nach.

Und dann erschrak ich so, daß mein Herzschlag aussetzte.

Die Frauenfährte hörte auf und setzte sich in Wolfsspur fort. Kein anderer Eindruck war weit und breit im weichen, fleckenlosen Weiß zu sehen.

Ich zwickte mich in den Arm, rieb mir die Augen und kniete nieder, um genau zu sehen. Nein, ich träumte nicht. Die Wolfsspur ward ohne Uebergang zur Menschenfährte, wenige Schritte vor dem Stande des Geistlichen.

Von meiner Lippe fiel ein dicker roter Tropfen in den Schnee. So fest hatte ich meine Zähne eingegraben, um einen Aufschrei zu ersticken.

Da raschelte es im Gehörn.

Ich ward zum Steinbild. Nicht eine Faser zuckte. Ich senkte die Lider nach Jägerart und blickte nur durch einen schmalen Spalt, damit das Augenleuchten mich nicht verriete.

Und dann sah ich es.

Ein riesiger grauer Wolf zog suchend, die Nase auf der Erde, gerade auf mich zu.

Langsam und behutsam hob ich die schwere Doppelbüchse und tastete nach dem Abzug des linken Laufes, in dem die Kugel mit dem Kreuzlein saß. Der Wolf machte eine Wendung und zeigte das Blatt. Mein Korn tauchte in das Grau, und der FINGER krümmte sich.

Mit hellem Knall brach der Schuß.

Der Wolf tat einen Sprung und stieß einen hellen sehr hohen Laut aus. Brasselnd stürzte er in die Stauden.

Ich lief hin — Todesangst im Herzen.

Da lag . . .

Die Gräfin lag da, die Hand auf die linke Brust gepreßt, aus der strömend das Blut quoll — Menschenblut — das Blut einer Frau.

„Du warst es . . .“ röchelte sie und sah mich mit einem furchtbaren Blick voll Haß und Wut an, daß mir ein Todessehauer über den Leib ging.

„Wermolf . . .!“ War ich es, der dieses Wort schrie?

Sie bäumte sich wild auf und fiel zurück. Es war aus. Aber ehe ich meiner selbst bewußt wurde, stampfte es brüllend durch den Wald.

Der Mückenähler . . .!

Wie ein Tier brach und frachte er durchs Unterholz. Als er die Tote sah, schrie er auf. Fürchterlich schrie er auf.

Dann fiel sein Blick auf mich.

„Hund!“ ächzte er und riß einen kurzen Wilddiebsstutzen an die Wange, den ich nicht bemerkt hatte. Ich tat einen Seitensprung, aber im selben Augenblick flammte es rot auf und ein brennender Schlag traf mich an der Schläfe. Ich sah noch, wie der Mückenähler sich heulend über die Frau warf. Dann wußte ich nichts mehr.“

Der Alte tat einen langen Blick auf den blinzelnden Hund.

„Der Balthasar da hat die Stelle gefunden. Er ging den Schüssen nach und kam auf den rechten Ort. An einem Buchenast hing der Heinrich Mückenähler, schwarzblau und wüßt anzusehen, erhängt am eigenen Hosengiemen. Die Gräfin war tot, und mich schafften sie bewußtlos, mit einem schweren Streifschuß am Kopf, in die Stadt ins Krankenhaus.“

Der Rest ist bald erzählt. Die Untersuchung ergab mit Gewißheit, wie das Unglück vor sich gegangen war. Die Gräfin, in deren Begleitung ich mich befand, war auf den wildernden Kohlenbrenner gestoßen. Mein Schuß auf ihn ging fehl. Er traf besser, schoß mich nieder und dann die Frau, die ihn verraten hätte. Als er das Unheil übersah, faßte ihn das Grausen ob seiner Tat,

und er vollzog an sich selbst die Strafe. Sonnenklar — nicht so?

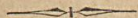
Was ich den Herren vom Gericht sagte, galt nicht viel. Ich hatte Schreckliches miterlebt, zudem eine schwere Kopfverletzung erlitten. Man sprach mit mir, wie man mit einem Kinde spricht. Als ich von der Wölfin erzählte, nickten sie freundlich und ließen mich in einer Anstalt unterbringen. Dort hielt man mich lange fest. Erst ärgerte ich mich, dann wurde ich wild und begann zu toben. Aber mit der Zeit erkannte ich, daß nur Schlaueit mich retten könne oder wenigstens Verstellung, und erklärte zum Schluß, das mit dem Wolf müsse ich doch nur geträumt haben. Mir käme es jetzt selbst so vor. Das gefiel dem Arzt, unter dessen Obhut ich war, und nach einiger Zeit kam ich frei.

Lieber Herr! In wenigen Stunden wird Ihnen alles, was ich erzählt, so vorkommen, wie es dem Arzt und den Richtern vorkam. Der arme Balthasar, der als Hund sein Leben fertig leben muß, das er vorzeitig und gegen den Willen Gottes beendigte, der Mücken-zähler, der als schwarzer Hirsch büßt, und die Wölfin, die erst Ruhe finden kann, bis in ihrer Seele die Feuer des Hasses ausgebrannt sind — über das alles werden Sie den Kopf schütteln, wenn die liebe Sonne scheint. Und das ist gut für Sie. Schlimm ist es für den, der solche Dinge erlebt hat und niemand finden kann, der ihm glaubt und ihn aus diesem Glauben heraus tröstet.

Sehen Sie, wie das Fenster hell wird? Bald ist der Tag da, und es wird ein schöner Tag sein nach dem Sturm. Ich will Sie auf einen Weg bringen, der Sie sicher ins Tal führt. Eines haben Sie gewonnen: eine Geschichte, von der bald niemand mehr wissen wird."



# Der Lockruf.





Seit drei Tagen zogen graue Wolken von West nach Ost, und von den Haselsträuchern am Wege rannen die großen Tropfen des letzten Regenschauers. Nebelfetzen kamen aus den Auen der Donau, und der laue Wind, der stoßweise durch die engen Waldtäler strich, trieb sie wie fliegende Spinnweben über die Berggipfel und ließ sie stückweise an den Bäumen hängen. Schöne Jagdtage waren das. Die Rehe blieben in den Dickungen und traten im Abendgrauen weder auf Waldwiesen noch auf die Kleefelder aus, an denen die Hochstände lagen. Die Frühlingsjagd hatte nichts gebracht als durchnässte Schuhe und Kleider und ein paar hellrote Krostflecke auf den Läufen meiner Büchse; vom Getier des Waldes war nichts zu sehen als ein paar zerzauste schwarze Krähen, die hadernnd und krächzend um irgendein totes Etwas im Getreide stritten. „Bitte freundlichst um Jagdkarte und Waffenpaß.“ Fast geräuschlos war der Gendarm hinter mir aus dem Gesträuch getreten. Seine Frage klang formell — er setzte wohl den Besitz der beiden Dokumente bei mir voraus und sah die Papiere kaum an. Er war ein kleiner, sehniger Mann mit grauem Schnurrbart und verwittertem Gesicht, auf dem viel Mühsal und anstrengende Suche ihre tiefen Linien gezogen hatten. Auf dem roten Kragen trug er neben den Sternen und der gelben Lize des Wachtmeisters den Messingknopf des Postenkommandanten.

Wir hatten denselben Weg durch ein schmales, waldiges Thal, in dem Kohlenmeiler rauchten und rußige Röhler mit ihren Schürstangen um die rauchenden Meiler gingen. Jahrelang gingen sie so im Kreise, immer in Sorgen um die tückische rote Flamme, die so gern die kunstvolle Umhüllung des Scheiterhaufens durchbricht. Sie können weder lesen noch schreiben, und ihre Kinder gehen in keine Schule. Wozu auch? Zum Handwerk der Väter gelangten sie auch ohne Wissen, und die große, rauschende Wasserader, die unweit von ihren elenden Hütten der großen Stadt zufließt, war kein Weg für sie. Wer hier geboren ward, den behielt das grüne, feuchte Thal für immer.

Der Gendarm wurde allmählich gesprächiger und gewann Zutrauen. Er zeigte mir ein paar Steckbriefe, seine glänzenden

Sperrketten und die Pakete mit den flaschenförmigen Mannlicherpatronen.

Dann sprachen wir von Jagd und Wildddieberei, von der Ausstellung in Wien, die er gern gesehen hätte. Aber an Urlaub war jetzt nicht zu denken. Ich bot ihm eine Zigarette an, und dabei fiel mir ein kleines Holzpfeifchen aus der Tasche, das den Gendarm interessierte:

„Das ist ein Rehblatter,“ sagte ich.

„Gehört hab' ich schon davon,“ erwiderte er. „Was ist es eigentlich?“

„Mit dem Instrument ahmt man die Stimme der Rehgeiß nach, den Fieplaut, wenn sie vom Bock getrieben wird. Ein Bock, der den richtig nachgeahmten Ruf hört, kommt ziemlich vertraut der Stelle zu, wo er das Reh vermutet. Man nennt das „aufs Blatt springen“.

„Und dann hat man ihn?“

„Wenn man trifft, natürlich.“

„Herrgott — wenn's so etwas auch für Menschen gäbe!“ jagte er und wog das Pfeifchen in der Hand, „da tät' sich unser-eins manchmal leicht.“ Ich mußte lachen über seinen wehmütigen Ernst, der aus der Erinnerung an vergebliche Mühe und Plage zu kommen schien, und tröstete ihn damit, daß die schlauen alten Böcke mit dem Rehruf nicht so leicht zum Schuß zu bekommen wären. Nur die Jugend war es, die blindlings, vom heißen Verlangen getrieben, dem Lockruf zustürmte.

Der Weg begann steiler zu werden, und wir gingen langsamer in der feuchten Schwüle. Er erzählte mir von seinem überaus harten Dienst, der größte Selbstverleugnung und Pflichttreue verlangte und ihn stets vor neue Aufgaben stellte.

Jetzt war er an der Verfolgung einer großen Zigeunerbande. Sie hatten vorgestern auf der Wiese vor dem alten Schloß gelagert, achtzig Mann stark, mit Kindern und Weibern, hatten den Müller beim Pferdehandel tüchtig betrogen und zerbeulte Kupferkessel repariert, wofür sie das Zehnfache des vereinbarten Preises verlangten und durch Geschrei und Gebärden auch zu erhalten wußten. Die Gemeinde hatte sie von der Wiese verjagt, und so waren sie weitergezogen. Nach dem Gesetz hätte man ihnen nicht viel anhaben können. Für ihr Handwerk hatten sie die Konzession, und an Geld mangelte es bei ihnen nie. Der Gendarm sagte mir, daß er noch nie einen der ihrigen verhaftet habe, der nicht mindestens ein paar hundert Kronen in schmierigen Scheinen vorgewiesen hätte und somit nicht als Vagabund behandelt werden konnte. In diesem Falle lag aber die Sache anders. Aus der Schloßkapelle waren zwei kleine silberne Leuchter gestohlen worden, und zwei Buben hatten angegeben, daß ein junger Zigeuner,

den die andern „Josi“ nannten, mit den Leuchtern aus der Kapelle gekommen und schnell den Hügel hinuntergelaufen sei. Und diesen Mann wollte er sich holen.

Wir brauchten auch nicht lange zu gehen. An einer Biegung des Weges saß ein zehnjähriger, halbnackter Bub, der sofort aufsprang und behend wie ein Wiesel davonlief.

„Verflucht noch einmal!“ murmelte der Gendarm und schritt schneller aus. „Angemeldet sind wir jetzt schon.“

An einem sanften Abhang, unter überhängenden Weiden, war das Lager. Die Plattenwagen standen zusammengeschoben, die mageren Pferde grasten mit gekoppelten Vorderbeinen. Ein paar kleine Feuer brannten. An einem Kochtopf saß ein häßliches altes Weib mit grauen Schläfenzöpfen und einer kurzen Pfeife im Mund. Neben dem ruhigen Kessel lagen zwei abgehäutete Igel. Auf ein paar im Kreis gelegten Steinen saßen der Wojwod und zwei andre Häuptlinge in schwarzen Samtjacken mit faustgroßen Silberknöpfen und blickten uns wie gleichgültig fragend an. Mir war es, als wäre aus dem braunen Gewimmel von Kindern und Weibern, das um die dritte Feuerstelle war, ein junges Weib blitzschnell ins Gebüsch verschwunden.

Der Gendarm hatte vom raschen Gang ein rotes, zorniges Gesicht bekommen und schritt direkt auf das Stammesoberhaupt zu. Die drei Männer erhoben sich sofort und nahmen eine demütig gekrümmte Haltung an.

„Ihr seid die Bande Kerpatsch?“ herrschte der Gendarm den Führer an.

„Jo, jo, gnedige Herr Gendarm, sein S' so gut. Ich Kerpatsch, dos Bruder und Schwoger, sein S' so gut.“

Die Kinder mit ihren violetten Augen und den schlanken Leibern, die wie schmutzige Bronzen ausfahlen, standen im Kreise um uns, hinter ihnen die Frauen und Mädchen; ein paar wilde Schönheiten waren unter ihnen, einige verblühte Weiber mit Säuglingen an welkenden Brüsten, und grau-zottelige, zahnlose Hexen mit stechendem Blick.

„Wo ist der Josi?“

Ein unbeschreibliches Geschnatter und Geschrei, wildgeschwungene Hände und leidenschaftliche Beteuerungen folgten dieser Frage. Bei ihnen war kein Josi, und wenn einer gewesen war, war er längst fort, und außerdem hatte ihn niemand gekannt. Ein ganz hellblondes Kindchen begann zu schreien und wurde von einer der alten rasch weggebracht. Weiß Gott, wo sie den armen Wurm gestohlen hatten, der nun unter den „Kom“ (Zigeunern) aufwachsen mußte.

Aber der Postenführer ließ sich nicht irre machen. Er stand ganz ruhig in dem Getöse. Auf der Blutrinne seines aufgepflanzten Bajonetts zitterten die Wassertropfen. Die Kinder und Weiber blickten alle auf dies blanke Stück Eisen und auf den glänzenden Messingbeschlag des braunen Helmes.

„Gnedige Herr Gendarm — auch du, gnedige Herr!“ wandte sich der Woivod an uns, und sein langes schwarzes Haar flog ihm um das scharfgeschnittene Gesicht mit den unruhigen Wolfsaugen. „Wir nit wissen — kein Josi nit, sein S' so gut. Kupfene Kessel machen — mir sonst nit — nit stehlte Rom! Brabe Leit, meine Leit. Mir seins . . .“

„Ruhig! Wenn der Josi nicht da ist, geht Ihr mit, verstanden? Der Josi hat ein Weib. Wo ist sie?“

„Keine Weib, sein S' so gut. . .“

„So? Ich hab' sie ja da hineinlaufen sehen. . .“

Er zeigte auf das Weidengebüsch. Was ich zu sehen glaubte, hatte sein geübtes Auge richtig bemerkt. Und mehr als das. Ganz plötzlich machte er einen Sprung gegen die graugrünen Stauden zu und lief hinein. Etwas kreischte drin auf. Und nach ein paar Sekunden erschien der Gendarm und zog ein bebendes, ganz junges Weib am Handgelenk mit sich. Ihre Silbermünzen, die sie auf der Jacke trug, klirrten, und ihre weißen Zähne leuchteten wie das Gebiß einer pfauenden Katze.

„Wartet, ihr Bandel!“ leuchte der Gendarm und betrachtete eine Kratzwunde an der Hand. „Ich werde euch helfen, verlogenes, schmutziges Diebsvolk übereinander.“

Im Nu war das blanke Stahlkettchen um die Handgelenke der jungen Frau gelegt, der ein rascher Messerstich wohl zuzutrauen war. Die Zigeuner waren ganz still geworden und krakten sich die Köpfe. Nur ein halbwüchsiges, etwa sechzehnjähriges Mädchen, schlank und ganz dunkelbraun, klatschte in die Hände und machte eine häßliche Gebärde der Schadenfreude gegen die Gefesselte, die wütend nach ihr spie. Sie wehrte sich wahnsinnig und zerrte den Gendarmen hin und her. Man sah, wie die Eisenringe in ihr rundes Gelenk schnitten. Abgerissene, unverständliche Worte kamen aus ihrem verzerrten Munde. Zum ersten der Plachtenwagen wollte sie, das sah man. Ein Kind schrie jämmerlich in diesem Wagen.

„Kranke Kind sie hat, sein S' so gut,“ murmelte Kerpatsch kläglich. „Stirbt es heiti noch.“

„Schwindel!“ rief der Postenführer. „Kranke Kind. Geht mich nichts an.“

Ein Hagel von unbekannten Worten, die sicher Verwünschungen waren, ergoß sich über uns. Ich sah, wie dicke

Tränen aus den Augen der Gefangenen quollen. Der Gendarm suchte die Achseln.

„Es ist umsonst, nach dem Josi und den Leuchtern zu suchen,“ sagte er zu mir, „das Frauenzimmer nehme ich für alle Fälle mit. Sie weiß, wo er ist. Marsch — vorwärts!“

Ohne einen Blick auf die Horde zu werfen, die uns mit wutfunkelnden Augen nachsah, trieb er das Weib vor sich her. Ein paar Kinder liefen uns kreischend nach, rannten aber davon, als der Gendarm sich umsah. Nur die Sechzehnjährige folgte uns, trat plötzlich rasch an den Gendarmen, zupfte ihn verstohlen am Ärmel und wispelte, während sie mit der Hand nach aufwärts in den Wald zeigte: „Josi!“ Dann war sie verschwunden, schnell wie ein Eichhörnchen im Unterholz.

Der Gendarm blieb stehen und sah hinauf. In seinen harten Augen blitzte es auf, und sein Blick haftete einen Moment lang auf meinem Gewehr.

„Ich bitte Sie, hier zu bleiben, Herr,“ sagte er dann zu mir und biß unter einem plötzlichen Entschluß die Zähne zusammen. „Ich muß ersuchen, mir nicht zu folgen.“

Die Zigeunerin stieß er vor sich in das dichte Gestrüpp zur Seite des Weges. Ich hörte, wie er auf sie einsprach während des Gehens, bis mir die Stimmen verklangen. Ich war müde genug und setzte mich auf einen Baumstamm, der, geschält, wie ein großer, abgenagter Knochen im Waldmoos lag. Tropfen fielen und fielen. Ein Specht hämmerte, und ein Häher schrie in meiner Nähe. Sonst war alles still.

Da klang ein Ruf, hoch — zitternd, da droben im Wald.

„Josiiii . . . Josiii!“

Dann war wieder tiefe Ruhe. Und plötzlich, wie ein Strahl von Eiswasser, ging mir ein Gedanke durch den Kopf: der Rehruf! Der Gendarm ließ den Zigeuner — ja, er ließ den Zigeuner aufs Blatt springen.

Er sprang ja auch — wie ein ganz junger, verliebter Rehbuck. Es war ein Brechen im Jungmais, ein Stöhnen und Schreien, ein triumphierendes Lachen, rauh und froh. Er brachte ihn herunter, mit blutigem Gesicht, gefesselt, knirschend vor Wut, und in der messingbegrünten Ledertasche klirrten die Kirchenleuchter bei jedem Schritt. Hinterher lief das Weib, jammern, wie geheht, ohne Ausdruck im Gesicht. Das Kind, das hatte ihr der Gendarm versprochen, das Kind blieb ihr. Sie war frei. Aber was war ihr nun das Kind?...

Der Zigeuner war ein schöner Kerl, gewachsen wie eine Tanne, in dunklen Samt gekleidet wie die andern. Sein Haar war zerzaust, seine Lippen zerbissen. Ganz blaßbraun war er, entsetzt über den Verrat, und sah das bettelnde, halb verrückte

Weiß nicht an. Nur einmal stieß er mit dem Fuß nach ihr wie nach einem Hunde und lachte wie irr vor sich hin.

„Geh' nach Hause!“ sagte der Gendarm zur Frau.

„Geh' zum Kind!“

Sie blieb unschlüssig stehen.

Der Zigeuner drehte sich nach ihr um, hob drei Finger auf und sagte langsam und heiser:

„Jekk — dui — trin!“

Da stieß sie einen hellen Schrei aus und lief zurück, ohne sich umzusehen.

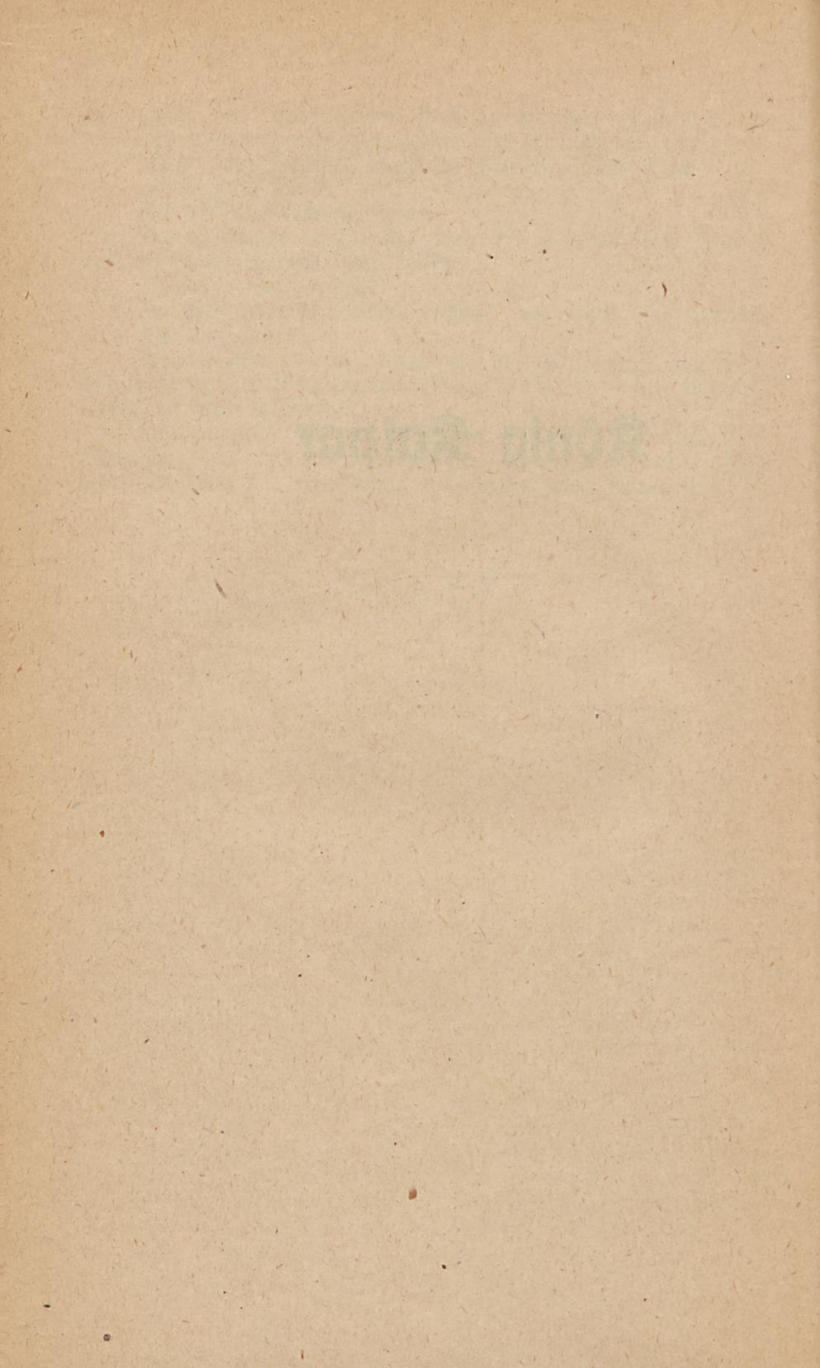
„Eins — zwei — drei,“ übersetzte der Gendarm, „das heißt daß er sie in drei Monaten umbringen wird. Na — drei Monate dürfte er grad bekommen.“

Und er ging langsam, sich mit seinem Taschentuch den Schweiß abtrocknend, mit seinem Gefangenen den Weg hinunter, froh wie ein Jäger, der seinen Vock heimbringt.



# König Kaspar.





Das war ein weiter Weg gewesen. Von der Pöllwiese auf den Habichtsfogel, von dort durch die Brunnstube zum Böhrenwald, dann übers Gereuth zu den Vibergräben. Und zum Schluß kannte ich mich nicht mehr aus und war froh, als ich auf der andern Seite ins Tal kam und den Steig nach Edlau fand. Noch immer fiel der Schnee in großen Flocken, ließ Hang und Steige unter weißen Dauen verschwinden und verwandelte Strauch und Baum in sonderbar hockende und verhüllte Gestalten. Als ich das Haus des mir bekannten Pfarrers erreichte, mischte sich schon ein weiches Dunkelgrau ins vergehende Licht des Tages. Und so war das freundliche Anbot eines Nachtlagers hochwillkommen, um so mehr, als eine Fahrgelegenheit vor dem nächsten Morgen nicht zu bekommen war.

Als ich in der behaglichen, warmen Stube des alten Pfarrherrn saß, war es draußen ganz finster geworden, und ich dachte mehr als einmal daran, wie es wäre, wenn ich nun noch da oben am Kreuzbrückenschlag oder in den nassen Vibergräben ginge. Dann kam mir das gewölbte Zimmer im uralten Haus noch einmal so freundlich vor. Die Stieglitze im Käfig schliefen, die brave Steinöllampe sang leise, und hinter dem Gitter des gewaltigen Kachelofens sprangen rote und gelbe Feuerkugeln mit Schmalzen und Krachen um die Holzscheiter. Die Schwarzwälderuhr mit den bleiernen Tannenzapfen tickte, und hinter jeder flüchtigen Viertelstunde schrie ein kleiner, frecher Ruckuck her, der seinen Schnabel wippend aus dem offenen Türlein steckte. Ich kannte diese Stube gut, kannte die Heiligenbilder und das schön geschnitzte, altersblanke Kreuz im Winkel, den festen, grätschbeinigen Tisch und die bequemen, eigenartigen Stühle. Und draußen trieb der Wind die Flocken ans Fenster.

„Heut' ist so eine Nacht wie dazumal,“ sagte der Pfarrer zu mir. „Ja, damals bin ich vierspännig in die Stadt eingezogen, wie es mir geweissagt worden war. Da schauen Sie halt! Nach dem Essen erzähl' ich Ihnen die ganze Geschichte,“ fügte er hinzu, als die Wirtschafterin mit dem einfachen Mahl ins Zimmer trat.

Als die Teller wieder abgetragen waren, ging der alte Herr wählend zu einem Wandbrett und brachte eine Pseife mit, auf der sehr schön in Farben und Gold die heiligen drei Könige abgebildet waren. Ich sah gleich, daß dies ein echtes „Meißner Köpfel“ war, sehr fein und unter der Glasung bemalt. Und auf der Rückseite stand in zierlich feiner Schrift: „Melchior und Balthasar ihrem lieben König Kaspar zur Primizfeier.“

Wir tranken aus geschliffenen Stutzen einen guten, leichten Wein, und um die grüne Lampenglocke zogen blaue Rauchringe.

„Sind beide schon tot,“ sagte der weißhaarige Greis und nickte. „Der Doktor Steinbichler und der Fleidinger. Ist schon sehr lange her. Buben waren wir halt damals, und die Pseife, die haben mir die Freunde geschenkt, wie ich ausgeweiht worden bin. — Aber jetzt will ich Ihnen die Geschichte erzählen. Also: Einmal hat mir eine Zigeunerin aus der Hand gedeutet, wie ich ein kleiner Knirps war, und die hat zu meiner Mutter gesagt, ich würde einmal in einem vierspännigen Wagen in die Hauptstadt einziehen. Geglaubt hat meine gute Mutter das wohl nicht, aber so einen gewissen Stolz hat sie doch darüber gehabt. Wir waren sehr arm, meine Mutter und ich. Der Vater war Drechsler gewesen, hatte sich beim Drehen mit dem Geißfuß an der linken Hand verletzt, und gleich war Blutvergiftung dazu gekommen. So hat er sterben müssen, wie ich noch in den Windeln war. Und die Mutter hat mich und sich halt so durchgebracht, wie es eben gegangen ist und bis ich den Freiplatz im bischöflichen Seminar hab' bekommen. Der Tag und dann später die Primiz, das war wohl ihre größte Freud! Bis dahin hat sie sich aber schwer geplagt und abgerackert und manche Bitternis hinuntergeschluckt und viele heiße Tränen. Wie ich in die Schul' gegangen bin, hab' ich schon ernstlich dazugeschaut, daß ich was verdien' und ihr ein bißel helfen kann. hab' Botengänge getan für die Bauern, Vieh gehalten, im Frühjahr Weigerln gesucht und den Frauen verkauft, die zum Markte fuhren, hab' Maikäfer gefangen für die Gemeinde, tausend Stück um einen alten Kreuzer, Reifig gesammelt und was sonst ein Abs-Schütz leisten kann.

Einmal, am Tag vor Dreikönig — das ist jetzt, ja, neun- undfünfzig Jahre ist das her, sind meine zwei Kameraden, der Fleidinger Matthiesl und der Steinbichler Johann gekommen und haben gesagt, ich soll mit ihnen als Heiliger Dreikönig Sternsingen geh'n. Und weil ich gekrauste Haar' hab', soll ich den Mohrenkönig, den Kaspar, machen. Ich war gleich voller Freud' dabei und hab' bei der Mutter so lange gebettelt, bis sie mir das Mitgeh'n erlaubt hat und mir ein weißes Ueber-

gewand und eine Krone aus Goldpapier hergerichtet hat. Und am Dreikönigstag haben wir uns im Stadel vom Steinbichlerbauern angezogen. Der Matthiesl hat den goldenen Stab mit dem Stern von Bethlehem gehabt und der Johannes den Sack, in den wir wollten die Sachen hineintun, die wir bekommen würden, denn das Sternsingen war damals ein recht einträgliches Herumwandern von Hof zu Hof, und die Leut' waren nicht karg gegen die singenden Buben. Der Johann hat sich noch einen langen Bart aus Flachs umgebunden, und wir haben noch recht gelacht über ihn. Mir haben sie das Gesicht und die Händ' recht mit Ruß eingerieben, damit ich einem Mohrenkönig gleichschau. Und dann sind wir fort, sind in die Häuser und haben recht schön gesungen:

Wach' auf, wach' auf, mein lieber Christ,  
 Und horch, was nun geschehen ist:  
 Für alle Sünder und alle Frommen  
 Ist der Herr Jesus zur Welt gekommen  
 Als armes Kindlein auf dürrem Stroh,  
 Und doch sind Maria und Josef so froh.  
 Zu ihm weist uns aus weiter Fern'  
 Ein schöner, goldener Stern.

Und wie halt das Liedel weitergeht. Ueberall haben uns die Bauern freundlich aufgenommen, und bekommen haben wir grad genug: Silberzehner und -zwanziger, Klezenbrot, Mehl, Schmalz, Gebackenes und Gefelchtes. Der Sack ist immer schwerer geworden, und wie es zu dämmern angefangen hat, haben der Matthiesl und ich gemeint, jetzt wär's recht zum Heimgeh'n. Aber der Johann hat gesagt, daß wir noch nicht beim Ueberbacher waren, bei einem großen Bauernhof, der allein auf der Höb' steht, und daß wir dort am meisten bekommen und dazu der Ueberbacher beleidigt wäre, wenn die Sternsinger überall wären gewesen und nur bei ihm nicht. So sind wir hin und haben wirklich eine Menge gekriegt, und die Bäuerin hat uns wollen über Nacht behalten, weil es zum Stürmen und zum Schneien angefangen hat. Aber wir haben uns nicht gefürchtet und sind wieder davon.

Aber draußen war es ärger geworden, als wir uns gedacht hatten. Der Sturm hat uns den dicken Schnee ins Gesicht getrieben, so daß wir nichts mehr gesehen haben. Und der Johann hat zum Weinen angefangen und den Sack nicht mehr tragen wollen. Wir haben uns auch im Wald gar nicht mehr ausgekannt, wo wir sind. Ich hab' dem Johann den Sack abgenommen, und dann hätt' ihn sollen der Matthiesl nehmen. Immer dunkler ist es geworden, und auf einmal bin ich ausgerutscht, und, hui, ist es mit mir auch schon über einen steilen

Hang hinuntergegangen. Wie ich wieder aufgestanden bin und mich zusammengeklaut hab', war von meinen Kameraden nichts mehr zu sehen. Da hab' ich voller Angst gerufen und gepfeifen, aber Antwort ist keine gekommen. Zuerst hab' ich geweint, aber dann hab' ich doch eingesehen, daß damit nichts getan ist. Den Sack hab' ich auch nicht liegen lassen wollen. Dann bin ich auf's Geratewohl weiter und hab' so heiläufig die Richtung zu finden versucht. Aber wie ich unten im Thal war und mich umgeschaut hab', so weit das im Schneefall möglich war, ist mir alles wildfremd erschienen. Schließlich habe ich eine breite Straße gefunden und bin auf ihr fortgegangen. Alles war still, der Wind hat aufgehört, und nur die Flocken haben ganz fein gesungen. Eine Zeitlang ist ein Fuchs neben mir gelaufen. Ich hab' ihn im Dunkeln ganz gut gesehen, und seine Augen habek rot und grün geleuchtet. Ich weiß nicht, wie lange ich mit meinem Sack dahergestolpert bin. Aber schließlich habe ich meine Füße gar nicht mehr gespürt und hab' mich niedergesetzt zum Rasten. Und auf einmal hab' ich einen hellen Stern gesehen, und der ist immer näher gekommen, immer näher und so groß geworden wie die Sonne. Und mit ihm sind die Heiligen drei Könige gekommen, denen er vorausgeleuchtet hat.

Sie waren prächtig gekleidet in Samt und goldene Treffen und trugen funkelnde Kronen auf dem Kopf. Und einer rauchte aus einer langen Pfeife. Sie schüttelten mich und fragten mich, woher ich sei, aber ich konnte nicht reden. Andre leuchteten ihnen dazu mit großen Sternen, die sie in der Hand hielten. Und dann nahmen sie mich, wickelten mich in weiche Decken, und ich hörte eine wunderschöne himmlische Musik von silbernen Glocken, und schlief wieder ein. ...

Da schauen Sie halt? Na ja, so ist es mir damals vorgekommen. In Wirklichkeit waren es lustige Studenten in bunten Flausröcken und mit goldgestickten Berevisen, die zum Stiftungsfest ihres Corps in voller Wicks eine Schlittenfahrt gemacht hatten und nun zurückkamen; zum Glück sah mich einer am Wege hocken und ließ anhalten, sonst wäre ich wohl gottesjämmerlich erfroren. So aber bin ich, da sie von mir nichts erfahren konnten, im vierspännigen Schlitten des Seniors in die Stadt eingezogen, freilich im Schlaf. Aber die Weissagung ist doch auf solche Art in Erfüllung gegangen.

Meine arme Mutter hat sich wohl zu Tode geängstigt, wie die andern zwei allein und spät am Abend zu Hause gekommen sind und gesagt haben, sie wüßten nichts von mir, ich sei ihnen auf einmal verschwunden. In der Nacht noch sind die Männer nach mir suchen gegangen, und wie sie in der Früh zurückgekommen sind, ist der Bürgermeister zu meiner

Mutter gegangen und hat gesagt: „Gott tröst' dich, Drechslerin, dein Bub ist wohl schon in der ewigen Glückseligkeit und tut beten für dich!“ Und ich war derweil in der Stadt, hab' mir's gut geh'n lassen und gar nicht gewußt, wo ich die schönen und guten Sachen alle hintun soll, die mir die Studiosen geschenkt haben. Ich hab' auch mein Lebtag nichts über die Studenten kommen lassen. Am andern Tag haben mich zwei im Schlitten zurückgebracht, und ich hab' dann mit dem Johann und dem Matthiesl redlich geteilt. Sind auch beide schon tot und in der ewigen Ruh'! Aber die Mutter! Der hab' ich wohl Schmerz und Kummer genug bereitet in derselben Dreikönigsnacht. Gesagt hat sie kein Wort, wie ich gekommen bin, nur so ein bißel mit den Lippen gezittert hat sie, und mich an sich gedrückt — lange Zeit. Freilich — sie hat sonst nichts gehabt auf der Welt als mich!“

Der Pfarrer stand auf und nahm ein vergilbtes Lichtbild von seinem Schreibtisch — das Bild seiner längst verstorbenen Mutter. Ich sah das vergräunte, früh verblühte Gesicht einer Bauersfrau. Es war ein gewöhnliches Gesicht. Aber von ihm schien ein Leuchten auszugehen, das sich im gütigen Antlitz des greisen Priesters widerspiegelte. Vielleicht sah er auf dem demüthigen Scheitel dieser armen Frau auch eine Krone, eine Krone aus strahlendem Himmelsgold, geziert mit den blutroten Rubinen aufopfernder Liebe, schöner und kostbarer als aller Glanz dieser irdischen Welt.



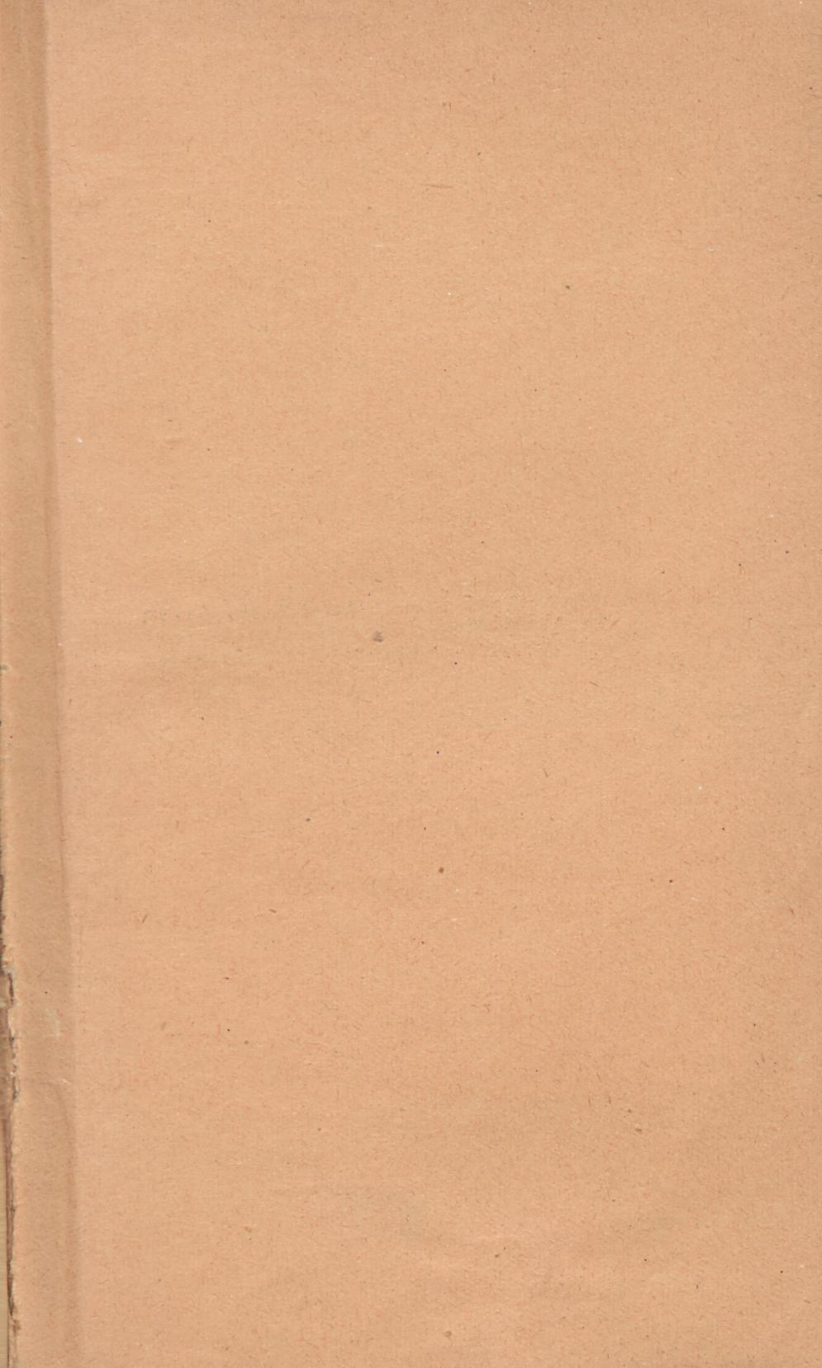


## Inhalt.

|                                   | Seite |
|-----------------------------------|-------|
| Der Schuß im Hergenmoos . . . . . | 3     |
| Der Lockruf . . . . .             | 35    |
| König Kaspar . . . . .            | 43    |

---





Druck: Buch- und Kunstbindererei „Stehrermaier“  
(verantwortlich: Alexander Schloßberg)  
Wien, 6. Bezirk, Gumpendorferstraße Nr. 42



